

Ersteinständig
nachmitt. mit Ausnahme
von Sonn- und Festtagen.

Abonnementpreis
monatlich 60 Pfg.
vierteljährlich 1.80 Mk.
prämium. frei ins Haus.
Durch die Post bezogen
2. Mk.

„Die Neue Welt“
(Mittelaltersroman),
durch die Post nicht bezugbar,
kostet monatlich 80 Pfg.,
vierteljährlich 2.40 Mk.

Telephon Nr. 1947.
Eleganten-Preis:
Postamt Halle/Saale.

Die Neue Welt

Sozialdemokratisches Organ

Inserionsgebühr
betragt für die tägliche
Peltitrie oder beim Raum
10 Pfg. für Wohnung-
Anzeigen u. Veranlagungs-
Anzeigen 15 Pfg.
Im reaktionslosen Text
kostet die Zeile 50 Pfennig.

Inserate
für die tägliche Nummer
müssen spätestens die vor-
mittags 10 Uhr zu den
Expeditoren eingehen
sein.

Einrückungen in die
Polstertags-Tafel
unter Nr. 7988.

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld, Naumburg-Weißenfels-Beitz, Wittenberg-Schweinitz, Torgau-Liebenwerda und die Mansfelder Kreise.

Redaktion: Geisstr. 21, Hof 2 Cr.

Expedition: Geisstr. 21, Hof part. r.

Alte geheiligte Traditionen.

Ein in der Militärgeschichte wohl bewandeter Genosse, der längere Zeit in den französischen Fremdenlegion gedient und auch in den 80er Jahren die französische Longfing-Expedition mitgemacht hat, schreibt uns:

Das russische in Barisou garnisonierende Leib-Garde-Regiment-König Friedrich Wilhelm III. feierte vor kurzem sein Regimentfest. Wilhelm II. telegraphierte bei dieser Gelegenheit:

Ich bin sehr erfreut über die Glückwünsche meiner petersburger Grenadiere und danke herzlich dafür. Meine Wünsche für das Regiment sind bei seinem Fest dieselben. Ich spreche sie heute aber um so freudiger aus, da unsere russischen und deutschen Kameraden nach alter geheiligter Tradition noch langer Zeit wieder Schulter an Schulter kämpfen. Der Sieg wird uns nicht fehlen.

Wilhelm. I. R.

Die Kriegsgeschichte liefert zu diesen alten geheiligten Traditionen londerbare Illustrationen:

Am Oktober 1790 war Berlin von den Russen unter Tottleben besetzt worden. Friedrich II. befand sich damals in Schlesien, und seine Tage war äußerst feierlich. Die Russen hausten in eckiger hundertfacher Weise in Berlin. Das Zeughaus wurde geplündert und nur durch einen Zufall entging es dem Schicksal, in die Luft gesprengt zu werden. Die königliche Münze und sonstige Fabriken wurden zerstört.

Archenholz, ein preussischer Offizier und Mitkämpfer im siebenjährigen Kriege, schreibt in seiner Geschichte dieses Krieges, Buch 9, ausführlicher folgendes:

Die Berliner Zeitungsschreiber hatten von den berüchtigten Gensdarmen der Russen eben nicht mit Stillsitz gesprochen. Dies wollte man jetzt betonen, und zwar war ihnen nach Formers Befehl „Gensdarmenlaufen“ angedeutet. Nur den Bemühungen des bekannten Kaufmanns Gotschowsky gelang es, das Schlimmste von den Zeitungsschreibern abzuwenden; sie wurden bloß bis vor die zum Verweis bestimmte Soldatengasse geführt und erhielten hier einen Kuss.

Berlin wurde auf einmal der Tummelplatz von Kosaken, Kroaten und Huzaren, die bei hellem Tage in den Straßen und Häusern, wo sie nur hinfamen, raubten, die Menschen prügeln und verewindeten. Wer sich abends auf die Gasse wagte, wurde nach und ausgeleert. 282 Häuser wurden erobert und ausgeleert. Selbst Hospitäler, die Anstaltsärzte kranker und kriegsverwundeter, die mit den Barbaren verhandeln haben würden, hatten kein Heil vor dem Raub war die Plünderung. Nicht einmal die Kirchen blieben verschont. In der sogenannten Zeuzalemer Kirche wurde die Sakristei erbrochen; man raubte die Kirchengüter und Aumenlasten. Selbst einige Gräber wurden geöffnet, um den verfaulten Leichnamen ihre Totenhülle zu rauben.

Am Jahre 1807 kämpften Preußen und Russen bereit bereit gegen den unaufhaltsam nach Osten dringenden Napoleon. Der nachmalige Generaladjutant Müllers, Gneisenau, befand sich damals in Alttauern, damit beauftragt, die Trümmer der bei Jena und Auerstedt geschlagenen Armee zu sammeln

und zu reorganisieren. Aus seinen Briefen aus jener Zeit erhält man ein Bild von der russisch-preussischen Waffenbrüderschaft. Gneisenau schreibt unter anderem an den Major von Bronikowski:

Die Arroganz der Russen ist sehr groß, und unter in ihnen befindliches Artillerie-Kommando muß an allem Mangel leiden. Nicht einmal wollen sie für uns Brot baden lassen. Der General Woronoff machte mir neulich in allem Ernst den Vorschlag, um den Franzosen das Bordenien in Anspruch zu übernehmen, ganz Russen-Dörfer zu niedergarben. Kriecher schreibt mir von der russischen Armee: Das Joch des russischen Kantschu sei eben so drückend, als der französische Esel.

Im Jahre 1809 reiste Friedrich Wilhelm III. zum Besuch Alexanders I. nach Petersburg. Aus jener Zeit schreibt Gneisenau an den Freiherrn von Stein:

Dieser Alexander ist zu Preußens Unglück geboren. Im Jahre 1805 löst er die Sturmklänge, bevor alles zum Kriege bereit ist. Mit Uebermut wird der Krieg angekündigt, mit Uebermut geht er nach Deutschlands Unfällen in Wärdien vor, ohne die ihm so nachteiligen Beschränkungen heranzuziehen; und — mit Kleinmut geht er zurück, nachdem er sich seine Faktion geholt hatte. Sodann löst er seine Truppen aus einander, den nahe ausbrechenden neuen Krieg nicht abwendend. Seine Hilfe ist späterhin dem Lande, das er schützen will (Preußen), ebenso verderblich, als des Feindes Angriff, und er endigt damit, daß er seine Bundesgenossen plündern hilft. Dadurch, daß er durch seine kurzfristige Politik und durch seinen Einfluß auf unseren Regenten die Bemühungen der Vorgesetzten um Unabhängigkeit lähmt, trägt er sein Werk.

1812 nahm ein preussisches Heer unter York an dem Zuge Napoleons gegen Rußland teil.

Aus dem Jahrbuch der Preussischen Armee von 1813 ist Gneisenau, jetzt Müllers Generaladjutant, dem Großen Minister mit: Die Oberleitung der Armee kommt aus dem russischen Hauptquartier. Wir haben keinen Anteil daran. Man hört uns so gar nicht. Wir sind bloß ausführende Werkzeuge.

Die Schlacht bei Bautzen hatte für die vom russischen General Barclay de Tolly befehligten Verbündeten einen unglücklichen Ausgang. Erst als dieser Feldherr abgerufen wurde, gelang es den Preußen, die Franzosen in dem Gefecht bei Jannau zu schlagen.

Nach in dem weiteren Verlaufe der Befreiungskriege war die Stimmung zwischen Preußen und Russen nicht immer die beste. Wie die Russen über die preussischen Generale dachten, geht am besten aus dem Ausprüche Alexanders an seine Generale hervor: „Meine Herren, es ist ihr möglich, daß wir bereit sind den König von Preußen gegen seine Armee zu Hilfe kommen müssen.“

Aus den Berichten über die Einnahme von Tientsin ist ersichtlich, daß auch die russischen Truppen die alten geheiligten Traditionen aus dem siebenjährigen Kriege nicht vergehen haben.

Der Kampf in China.

Die Lage.

Im kaiserlichen Jagdpart, südlich von Peking, hat nach dem neuerlichen Bureau am Morgen des 20. August eine englische Abteilung, bestehend aus drei Schwadronen Lancers, zwei Geschützen, zwei Maximgeschützen und dreizehn Infanterien eine Erstlandung vorgenommen und ist auf den Feind gestoßen, der in den Dorfschaften innerhalb des Barles lag. Der Feind bestand teilweise aus chinesischen Truppen, teilweise aus Buren und war bewaffnet mit Gewehren, Speeren und Schmettern. Die britische Kavallerie auf den Feind, der sich zurückzog. Nachdem sie fünf Dorfschaften verbrannt hatte, ging die britische Abteilung wieder zurück. Der Verlust des Feindes beträgt sich auf 30 Tote. Die Engländer hatten einen Leichtverwundeten. Der Feind wurde auf 1000 Mann geschätzt.

Die Telegraphenleitung zwischen Peking und Taku scheint wieder gerichtet zu sein.

Nach Hunenart!

Ueber Plünderungen in Tientsin nach der Wiedereroberung durch die verbündeten Truppen flagt der „Daily News“, Franzosen, Engländer, Amerikaner und Russen hätten ihren Soldaten offiziell gestattet, einen halben Tag in der Chinesenstadt zu plündern. Deutsche Soldaten hätten sich nicht an der Plünderung beteiligt. Tagelang sei dann nicht nur in der Chinesenstadt geplündert worden, sondern auch jedes Haus in der Europäerstadt. An dem schamlosen Treiben hätte auch eine ganze Reihe von Zivilisten teilgenommen. Darunter auch Mitglieder der sogenannten „besten Gesellschaft“ von Tientsin. Wie es dabei zugegangen ist, davon erzählt man einen Begriff aus folgenden Erzählungen, die dem Daily Lloyd von befreundeter Seite zugegangen sind.

Tientsin, 16. Juli. Sofort nach Besetzung der Chinesenstadt sah man Leute, die während des Bombardements nur in den tieferen Kellern zu finden gewesen waren, dorthin ziehen und schwer beladen mit Beute aller Art, namentlich aber Silbergeschmuck (Silberbarren, in China häufig als Zahlungsmittel benutzt) heimkommen. Die Freude dauerte nicht lange. Bald, der englische Oberkommandierende in der Stadt, nahm den Plünderern alle Schmuckstücke wieder ab. Keiner von ihnen hatte auch nur eine Hand gerührt in Zeiten, als die Lage für uns alle recht gefährlich war; das hinderte sie aber nicht, sich an der Plünderung zu beteiligen und dabei gründliche Beute zu machen. Alles ihnen wieder abgenommen Geld und Silber fällt dem Kriegsfonds zu. Hütern und Horen wurden bestraft und gründliche Hausreinigung vorgenommen. Am meisten enttäuscht war ein englischer Berichterstatter, der sich Swesse im Werte von 28 000 Taels mühsam herbeigeschleppt hatte. Heute tritt in dieser Sache ein Eingekerkertes zusammen. Es brennt rings umher, wohin man auch sein Auge wendet. Auch ein Teil der Chinesenstadt steht bereits in Flammen. Die Luft ist ganz entseelig. Zu der ganz enormen Hitze kommen noch die

Die Erbschleicherinnen.

431 Roman von Ernst von Wolzogen.

Was! Ich! Ihr! Sie! Sie hat keine Frage und fuhr nur immer fort, Milka leise zu freudeln. Endlich hob diese ihr leuchtendes Gesicht empor und verdrehte zu lächeln.

„Gnädigst dumme, nicht wahr, daß mir so etwas passieren muß! Es ist nicht gar nicht meine Mantele zu verlieren, was! Wohlhablich nicht! Achten Sie nicht weiter darauf — ich bin gleich wieder in Ordnung. Wenn sie nicht gekommen wären, hätte ich es heruntergeworfen wie so manches vorher — und das da wäre mir nicht passiert.“ Dabei holte sie ihr Leuchtblind herauf, wuschte sich die Wimpern ab und richtete sich mühsam auf.

Was! Ich! Sie! Sie hat keine Frage und fuhr nur immer fort, Milka leise zu freudeln. Endlich hob diese ihr leuchtendes Gesicht empor und verdrehte zu lächeln.

Milka verlor bitterlich den Mund und erwiderte tonlos: Ich bin eben wieder einmal gegen eine Wand gerannt. Es ist doch einmal wieder alles aus für mich. Ich hatte mich nämlich endlich zu einem Entschluß aufgerafft. Es sollte mir mit der Schaulpielerei nicht zu ergehen wie mit der Malerei. Sie wissen ja, daß ich nie ein Bild fertig bekommen habe. Nun wollte ich es mit der Bühne einmal praktisch und geradezu probieren, wie diese berühmte Frauensammer. In diesen letzten wahren Tagen bin ich bei fünf Berliner Direktoren und Agenten gewesen und habe ihnen etwas vorgezeigt. Sie haben mir alle daselbe gesagt: ich hätte gar kein Organ, auf der dritten Wand würde mich schon kein Mensch mehr bestaunen. Heute nur ich gar im Theaterleben. Die erste Vorstellung hat der alte Mann noch hinzugefügt, ich müßte mich doch entscheiden, fett zu werden, dann könnte sich auch vielleicht die Stimme etwas runden, denn die Weile lo istwig wie meine Eibowagen und so dünn wie meine Weine! — Na, ich denke, jetzt darf ich ja wohl die Schminke aufgeben und meinem Organ die einige Tage gönnen. Eine Malinje erlauben mir meine Mittel nicht. Denken Sie, der Bankier, der mein kleines Ka-

dital in Veranberung hatte, hat Vantoret gemacht! Gellern haben sie ihn eingekerkert!

Was! Ich! Sie! Sie hat keine Frage und fuhr nur immer fort, Milka leise zu freudeln. Endlich hob diese ihr leuchtendes Gesicht empor und verdrehte zu lächeln.

Was! Ich! Sie! Sie hat keine Frage und fuhr nur immer fort, Milka leise zu freudeln. Endlich hob diese ihr leuchtendes Gesicht empor und verdrehte zu lächeln.

und Befreies dazu. Wissen Sie, ich empfehl' Sie schon weiter, wenn ich mit Ihnen Frieden bin.“ Sie lachte hell und dachte

an den Schultern, um sie aus ihrer flüchtigen Teilnahme losgerissen anzurufen. „Na, ich des denn ein guter Gedanke? Bei der Amanda lerne ich den höheren Ton und bei Ihnen Südere ich die Sachen, wo's keine vernünftig daher reden. Die Amanda lerne ich den höheren Ton und bei Ihnen Südere ich die Sachen, wo's keine vernünftig daher reden.“

Milka gab sich alle Mühe, von dem Plane enttäuscht zu erscheinen und verstand, was Milka von ihr begehrt. Nur heute gleich mitkommen wollte sie nicht, sie hätte so kein einziges anständiges Kleid mehr anzuziehen. Aus demselben Grund hätte sie auch keine Einladung annehmen.

Sechzigstes Kapitel.

In welchem es eine fähige Bekräftigung giebt.

Was! Ich! Sie! Sie hat keine Frage und fuhr nur immer fort, Milka leise zu freudeln. Endlich hob diese ihr leuchtendes Gesicht empor und verdrehte zu lächeln.

ihnen Gedächtnis der Deutschen und des Heeres. In unserem Bureau liegt es zu Ausweis. Ich kann kein Cafe (Cognac) öffnen, da alle Cafés abgehandelt und die Cafés selbst umgewandelt sind. Die sämtlichen Deutschen, in der französischen Niederlassung anständigen Firmen haben, nach Rücksprache mit dem deutschen Konsul durch ihn ein Schreiben an den französischen General-Konsul gerichtet, in dem sie Schadenersatz beantragen.

Am 17. Juli schrieb Ihnen gestern morgen und muß Ihnen heute die nämliche Mitteilung machen, daß in russischen und französischen Soldaten ausgeraubt und alles Mobiliar gewaltsam demoliert worden ist. Alle Cafés sind ebenfalls erbrochen und ich bin jetzt bemüht, wenigstens unsere Bücher zu retten. Vom französischen Konsul war keine Hilfe zu erlangen, und der deutsche und der russische Konsul nicht machen. Konrad Dr. Zimmermann hat sich aber die gerühmte Mühe angeeignet und ist dann persönlich zu Comte de Gaulard gegangen, der ihm versichert, daß die Ansprüche der deutschen Firmen, falls sie von ihm dem deutschen Konsul eingezogen werden, genau in derselben Weise von Comte de Gaulard bei seiner Regierung vertreten werden würde, als können sie von französischen Firmen.

So wird christliche Kultur und Zivilisation in China verbreitet!

Der Anfang.

Nach einem beim Generalarzt aus Lafu eingehenden Bericht sind von den amerikanischen Truppen front: 120 bei der Front, 200 in Tientsin.

Das ist die erste Hauptpost. Weitere werden sicher folgen, aus von deutschen Truppen.

England und Transvaal.

Nom Kriegsschauplatz.

Nach dem Meutereien Bureau machten die Buren am ersten September den Versuch, die Wasserwerke von Johannesburg zu zerstören. General Carr übertrug sie dabei und teilte sie in der Nacht. In derselben Gegend wurde eine Abteilung der Truppen De Wets mit großen Verlusten zurückgeschickt. Dem Vormarsch der Kolonialtruppen von Johannesburg nach Krugersdorp wurde heftiger Widerstand entgegengeleitet; der Feind hatte jedoch schwere Verluste.

Vom Vormarsch Bullers gegen Zensburg meldet das Meutereien Bureau aus Johannesburg vom 3. September, daß Buller die Buren auf der Höhe, die die Höhe für sich beherrschten, am Sonntag angegriffen habe. Dort mit 2000 Buren befehligte sich bei dem Feinde, der den ganzen Tag einen Beschuss. Bei Annäherung der englischen Kavallerie ergriff der Feind das Feuer aus drei Geschützen schwerer Kaliber und aus einem Schnellfeuer-Geschütz. Die Engländer belegten mit reitender Artillerie eine Stellung auf dem rechten Hügel, von der ein Rückschlag vor Eintritt der Dunkelheit unmöglich war. Die Geschütze der Buren feuerten den ganzen Tag. In Anbetracht dessen, daß die Engländer in einem halbkreisförmigen Stellung befanden, hatten sie außerordentlich geringe Verluste. Die britische Infanterie auf dem linken Hügel griff die Buren, welche hinter Batterien verborgen waren, gleichfalls an. Die verhasste Artillerie ließ jedoch nicht auf einen Erfolg der Engländer schließen. Schließlich haben die Buren die in einem halbkreisförmigen eingeschlossenen englischen Truppen hart zugerichtet.

Tagesgeschichte.

Halle a. S., 5. September 1900.

Die Burenrepubliken existieren nicht mehr!

Als hat Feldmarschall und Lord Roberts dekretiert. Nachdem er vor einiger Zeit den Transvaal durch einen Feldzug erobert hat, ist jetzt Transvaal in aller Form annektiert. Das macht weiter keine Schwierigkeiten, es bedarf nur der Feder und des geduldrigen Papieres. Schwieriger ist es schon, Transvaal zu erobern und festzuhalten, und an dieser unangenehmen Aufgabe trägt der Feldmarschall schon geraume Zeit ohne großen Erfolg. Er hat noch nicht ein Viertel des Transvaal erobert — und dieses Schneider-Viertel ist auch noch eine höchst unfruchtbare Erdoberfläche — die Buren respektieren sie nicht. Sie machen den Engländern ja nicht bloß in Transvaal, sondern sogar noch im „englischen“ Transvaalgebiet zu schaffen, ja selbst im altenglischen Natal.

Was soll da die patriotische Reaktion? Will sich Lord Roberts mit aller Gewalt lächerlich machen; will er das Mißverhältnis zwischen seinem Willen und seinem Können aller Welt recht deutlich offenbaren? Der Herr Englands weiß ganz gut, was er tut. Seine Befehlsmachtung ist weit mehr als eine patriotische Demonstration: Sie soll ihm eine Waffe, ein Hebel

zur wirklichen Eroberung und Annexion des Transvaal sein. Ganz fauler ist diese Waffe nicht — aber wenn man Gile hat! Und Lord Roberts hat Gile, denn zum November braucht England einen neuen Oberkommandanten für seine Truppen, da Lord Buller des Amtes Würde nicht ist. Lord Roberts ist sein Nachfolger, aber von Transvaal aus darf er nach Süden, und das den Marshall Rückwärts, dem Sir Roberts unterlegen in einem Duzend Schlachten, dem Sir Roberts Vater den südafrikanischen Krieg doch nicht gut anvertrauen kann, so muß der Krieg, der dem englischen Staate überhaupt schon sehr unheimlich und viel zu langdauernd geworden ist, schließlich enden.

Und dazu soll das Amerikasdekret das thun, was die britischen Waffen und das britische Feldherrenge nie leisten können. Es soll die Buren endlich müde machen. Da Transvaal nun nach Roberts' Patent von Gott und Rechts wegen Old England gehört, so sind die Buren über Nacht in englische Bürger verwandelt und wenn sie sich ferner noch den Deutschen englischer Generale widersehen, so sind sie nicht mehr christliche Feinde, sondern Aufrehrer, Rebellen wider die rechtsmäßige Obrigkeit ihrer Majestät der Königin Victoria. Und Rebellen weiß Lord Roberts so zu behandeln, wie's ihnen gebührt.

Nichts einfacher, als das Roberts'sche Verfahren. Es ist die Cauderung eines Genies! Ob dieses Genie Lord Roberts oder Chamberlain, ist zunächst gleichgültig, und wenn es die Welt niemals erlährt, so schadet es auch nicht viel. Jedenfalls wird die Weltgeschichte diese Amerikaner Transvaals richten auf einen brutalen, einen großen Völkermord anzuwenden, gegen alles Widerstreben der Menschheit. Es wird ein unauflöslicher Fleck auf der Erde der herrschenden Klasse Englands sein — ein weiteres Denkmal der Schande für den Nationalkapitalismus, für die Götze der Weltpolitik.

Am Bestand der Burenrepubliken aber ändert der Bischof Lord Roberts' vorläufig nichts. Erst, wenn die letzte Burenjagd die Waffen niederglegt, ist Transvaal englisch. Auf wie lange, das steht dahin.

Sinnen.

Die in Wülshelm a. M. erscheinende Meinungs-Volkzeitung berührt sich den Brief eines deutschen Soldaten aus China an seinen hiesigen Freund. Wir finden in dem am 2. Jintau, 16. Jul. 1900, datierten Schreiben die folgende Stelle:

Wir Deutsche und Russen waren immer die ersten. Wir haben unser Detachement aus Tientsin und die europäischen Matrosen, welche dort von den Chinesen eingeschlossen waren, befreit, sämtliche Fests, worin chinesische Militär und Arbeiter, genannt Boger waren, eingenommen und alles in Ordnung gebracht. Wir haben auch die Chinesen, Frauen oder Kinder, das war uns gleich, alles niederschossen oder gefesselt, bis die Stadt Tientsin ganz leer und in Feuer und Flamme waren abgebrannt war. Nur der Palast des Regierungsvorsitzenden von China brannte nieder. Nur die europäischen Väter hielten sich fest. Wir gewöhnen mit Entsetzen, was aus unseren deutschen Soldaten geworden ist. Die Köpfe unserer Väter hat man zu reisenden Tieren gemacht, die Frauen und Kinder mordeten. Wohin sind wir durch das chinesische Abenteuer gekommen?

Was Wilhelm II. liest!

Mehrere Blätter erzählen, daß folgende Zeitungen Wilhelm II. zur Lesüre vorgelegt werden: Die Königlich Preussische Zeitung, die National-Zeitung, die Berliner Neuesten Nachrichten, das Kleine Journal, der Berliner Volks-Anzeiger, der Reichsanzeiger und der Berliner Zigarren-Anzeiger. Wir finden in dem russischen und englischen Zeitungsblätter, und illustrierte Zeitschriften, z. B. Ueber Land und Meer, fliegende Blätter u. s. w. Die Germania findet es bedauerlich, daß sich unter der Lesüre des Kaisers kein katholisches Organ befindet, sondern fast nur Kulturkampfblätter, und weiter kein Organ, das einer energischen Fortführung der Sozialreform das Wort redet.

Die Kaiser reisen. 113 Berliner Schutzleute begaben sich am Donnerstag nach Stettin, um während des Aufenthalts Wilhelm II. in Stettin die hiesige Polizei in Sicherheitsdienst zu unterstützen. Der Magistrat der Stadt Stettin fordert die Bürgerwehr in einer öffentlichen Bekanntmachung auf, während der Anwesenheit des Kaiserpaars zu illuminieren. Dabei wird erklärt, daß unbemittelten Bewohnern auf Antrag die benötigten Lichte für die Illumination unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden sollen.

Das ist sogar der in dynamischen Leinwand sehr zarten Fein- Zeitung zu viel. Sie sagt: Uns scheint der Magistrat hier in seiner Illuminationskunst doch zu weit zu gehen. Es ist zum mindesten sehr fraglich, ob der Magistrat berechtigt ist, Mittel der Stadt zu ergreifen für die unentgeltliche Vergabe von Illuminationslichtern zu verwenden.

erklärt. Jeder anständige Mensch verachtet sich zu Weinhandeln — das kannst Du nach den Feiertagen in allen Zeitungen sehen. Also müssen wir ihn einladen, um ihm die Chance zu geben.

„Aber liebe Tante“, machte Vissi beiseiten ein — sie hatte sich in letzter Zeit daran gewöhnt, die Majorin „Tante“ zu nennen — „das thät' ja grad auszuhalten, als ob ich von ihm abblotz was g'leicht hab'n müßt'. Na, und dann überhaupt — mir g'fällt's net recht. Wenn er net von selber kommen mag, soll er sich halt' bein' laß'!“

Kind, das verhältst Du mir — verzeihe die Majorin, ihre schwachen Bräuen wichtig beobachtend. „In der ohnehin Gesellschaft beraten die Männer fast nie von selber. Sie müssen immer ein bißchen energisch dazu gedrückt werden.“

„Jehes!“ entrieh es Vissi.

„Du, so es einmal“, betraufte die Majorin. „Aberdem mußt' Du bedenken, daß Du Dich halt' lassen sollst. Du kannst also überhaupt nicht mehr zurück.“

Vissi machte ein sehr erstauntes Gesicht und rief ganz erschrocken: „A, eh, nach, wegen so a paar Wüsten.“

Die Majorin nahm eine sehr strenge Miene an und sagte kurz: „Nichts Feind, so redet eine junge Dame der guten Gesellschaft nicht. Das ist laze Moral, in München mag man meinetwegen zu ihrem Vergnügen hüpfen. Bei uns zu Lande ist das eine ernste Sache.“ Damit schritt sie hohelohvoll aus der Thür und ließ die ganzlich verwirrte Vissi allein, damit sie Wege fände, über ihre „laze Moral“ nachzudenken und in sich zu gehen.

Der heilige Abend war gekommen. Bis um sechs Uhr war die Majorin mit Vissi bei der Bekleiderung für arme Kinder in einem Armenverein zusammen. Dann schritt sie heim, um ihren eigenen Christbaum anzubereiten. Kathi hatte schon eine halbe Stunde lang in Junker Judis Gesellschaft auf sie gewartet.

Vissi umhüllte sie fürwirdig, als sei sie nach einer langen Abwesenheit wieder zuhausegekehrt. Sie hatten sich wirklich in den letzten vierzehn Tagen ein wenig aneinander gewöhnt. Einmal um einander gesehen und die Weihnachtsfeier hatte gar noch viel Weisens daraus gemacht, daß sie Kathi die Erlaubnis erteilt, den heiligen Abend außer dem Hause zuzubringen.

Hört denn der Schwindler noch nicht auf! Es wird gemeldet: Die Konstitutionsurkunden der auf der Friedenskongress unterzeichneten Verträge sind dem Kaiser von London an den Kaiser von China übergeben. Vor der Niederlegung erklärte der Minister des Auswärtigen, de Beaufort, daß diese Formalitäten den englischen Willkür der Arbeit des Konferenz bilde. Er hege den Wunsch, daß der Reichs-Konferenz der Zukunft sagen möge, daß von der Konferenz geschaffene Wert sei von Dauer und von vollständigen Einfluß auf die Weltöffentlichkeit gewesen. Der Minister machte den Vorschlag, diesen Wunsch dem hochherzigen Kaiser auszusprechen, welcher die erste Kongressurkunde gegeben habe. Ein entsprechendes Telegramm wurde sofort an den Kaiser von England abgeleitet und die Zusammenkunft geschlossen.

Wegen Kaiserbefehlsgang, Wundenheiligung und Wundenheiligung wurde in Hamburg der schon vielfach bestrafte Zigarrenmacher Holsleder zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Er war bei einer Razzia durch den südben Polkisten in Schloß geföhrt worden und dabei soll er die falschen Handlungen begangen haben.

Kleine politische Nachrichten. Rund 600 000 Mark hat England an Entschädigung für das Anhalten des Kaiser in dem Kaiserpalast in Peking zu bezahlen müssen. — Der Kaiser hat die Besatzung des Kaiserpalastes, die dem Kaiser in den Niederlanden treten. — Drei französische Offiziere werden an den sogenannten Kaiserpalast in Deutschland teilnehmen. — Die Einberufung des außerordentlichen Reichstages, die für September in der Kaiserpalast in Peking stattfinden wird, bis Dezember hinausgeschoben worden, weil die Regierungsvorlagen in der kurzen Zeit nicht fertig gestellt werden konnten.

Zusland.

Frankreich. Die sozialistischen Bürgermeister Angoneur (Yvon) und Teres (Loulouise) haben die Einladung des pariser Stadtrats zu einem Fest im pariser Stadthaus in Anbetracht an das Anstellungsverhältnis für sämtliche Bürgermeister Frankreichs abgelehnt. In der pariser Stadtratsrat nicht als Vertreter der pariser Bevölkerung anerkennen und mit ihm als einer Gesellschaft von Feinden der Republik, des Fortschritts und der Brüderlichkeit nichts zu thun haben wollen.

Der Präsident Loubet hat von dem Jaren den Andreaskreuz erhalten. In dem Begleitbriefen wird gesagt, Loubet solle in der Dekoration einen Beweis für die hohe Achtung seiner Person und ein Zeugnis für die unüberwindlichen Gefinnungen für die verbündete und befreundete große Nation sein.

Deutsches. Die Ausführung des Reichsrats scheint sicher zu sein. Der Wiener Mitarbeiter des Vorwärts berichtet die gegenwärtige parlamentarische Lage in Deutsches in einem längeren Artikel. Nachdem er die Unvereinbarkeit der Bedingungen dargestellt, sagt er: Es liegt die Gründe für die Auflösung der verbrüdeten und bis in die Knochen verurteilten Reichsrats an: dann, daß die Reichsratsmitglieder die Situation nicht hellen, sondern die Mitglieder noch bedeutend feigere werden, samt demnach ein Reich mit getündeten Stimmen nicht zweifeln. Es hängt zwar ganz bescheiden, von den überlebenden Abgeordneten, die das Parlament ruinieren, an das vermittelte Volk zu appellieren, das das Parlament braucht und will. Aber in Deutsches ist das doch nicht mehr als eine schuldlosgebrachte Probe. Erstens gibt es hier kein Volk! Sondern sehr verschiedene Nationen, deren Wünsche und Ansichten einander direkt entgegengesetzt sind. Die Obstruktion der Deutschen erschien den Deutschen als eine verwerfliche Feindschaft; dieselbe Ansicht haben nun die Deutschen über die sächsische Revoite. Die „Frage“ an das Volk kann also keine andere Antwort bringen, als daß die Deutschen über die sächsische Verwerflichkeit empört sind, daß aber die Deutschen ihre Abneigung aus die Gründung einer neuen unauflöslichen Reichsrats erachten. Zum zweiten entwirrt auf die Frage nicht daß Volk, sondern die privilegierten Schichten, das vom Chaubinsmus besessenen Bureaumut, dessen Unvermeidlichkeit ist, die Obstruktion erzeugt hat. Der Wahlkampf wird also nicht auf das Programm der nationalen Verständigung, sondern im Gegenteil auf das der nationalen Unvermeidlichkeit geführt werden. Sein Ergebnis kann auch kein anderes sein, als daß die noch halbwegs der Weisung fähigen und zugänglichen Parteien der nationalen Bourgeoisien aufgesehen und an ihre Stelle die sogenannten Radikalen, das heißt die breiten Massen, die in den Röhren der fünften Kurie eingeperrt sind, in Wahlkampf nicht geltend machen können, so wird das nächste Parlament, fast ausschließlich von den Surre-Nationalisten besetzt, wieder die Beute des schrankenlosen Chauvinismus

Was hat sie Dir gekostet? war Vissi erste Frage nach der Begrüßung.

„So, zwanzig Mark und Stoff zu einem schwarzvolleren Kleide.“

„Is wirklich mehr? Alle Sie, des is ein feiner Hof für ein Einbildung, wo er dir doch Wochen im Dienst ist!“ rief Vissi mit bitterer Ironie. „Na und der Onkel?“

„Der hat mir noch gar nie geben. Weißt mir is so bekommen, wie wann er mir hätt' den ganzen Tag was sagen wollen. Aber meine Frau hat uns fast zwei Minuten lang allein gelassen, weil Sie genig s' gemacht hat, daß der Onkel was drauf. Wie i' hab' Mich'ie nehmen wollen, da hat i' g'sagt, i' sollt' i' net stövn, weil er grad schlief. I' glaub' s' net, daß er g'blau' hat, denn weißt, um die Zeit is er gewöhnlich grad am allermüdesten. Weißt Du hab' ich aber mir mitte.“

Vissi machte die Achseln: „Meinst vielleicht, von der hätt i' was erwartet? I' geh zu, red'n mir was von so orrem.“

„Ja, recht holt“, verzeigte Kathi rauh, zog Vissi Arm durch den ihren und begann mit ihr umherzuwandern. Sie waren im Berliner Zimmer miteinander allein geblieben, während die Majorin im Saale mit Hülse ihres Wubi die Streifen angeändert.

„Uns mußt' mir ja'n, du: is des was drauf, daß heute abend der Herr Krzejewich kommt und daß gleich Verlobung g'festet wer'n soll?“

(Fortsetzung folgt.)

Geistes.

Ein Opfer des Berufes. und Sie schweigen dazu, Frau Rechtsanwältin, wenn Ihr Mann so hat nichts aus dem Leib heimgeführt?

„Was soll ich Ihnen, Frau Nättin, er hält dann immer so glänzende Verteidigungsvorträge.“

(Nächste Nummer.)

zum Antritt in Halle, Genosse Stöbe, auf diesem auch noch berichtet hat über die hiesigen Verhältnisse, besonders daß die Wähler- und Versammlungen sehr gut besucht waren, ferner, daß bei der Gemeinderatswahl unter Kandidat mit 63 gegen 3 Stimmen gewählt wurde, daß ein Votum zur Verfügung nicht und es nur an den Genossen liegt, es selber an Unterscheidung zu. Der beschränkte Raum gestattet nicht, bereits im Kreisungsbericht die Tatsachen anzuführen.

Gingelant.

Als vor einigen Jahren sich hier in Halle der erste Arbeiter-Turnverein ausbildete, erhob sich ein wahrer Sturm der Entrüstung unter den hiesigen Turnvereinen. Wie konnte man es wagen, ihre Rechte zu verletzen und sie zu unterwerfen, als wie es seit vielen Jahren ihre Führer gethan hatten? Das Vaterland d. h. einflußreiches Mittelstücken war in Gefahr! Und so kam es, daß dieselben Vereine, die sonst schlimmer wie Hund und Katze neben einander existiert hatten und in gegenseitigem Verleumdung und Mißtrauen streifen, die schärfste gethan hatten, auf einmal ein Schicksal und Bundesgenossen schlossen gegen die Arbeiter-Turnvereine; so entstand die „Halleische Turnerschaft“.

Von vornherein berieten sich freilich einige Vereine der Ver-

einigung gegenüber sehr kühl; unbekannt fühlte man in den Kreisen der Turner, daß dieser Zweck, Befämpfung des Arbeiter-Turnvereins, nicht genüge, um die vorerwähnten Räte unter einen Hut zu bringen, vor allem waren es die aufgeregten, weiterlebenden Mitglieder, die am besten wußten, was den hiesigen Turnern noththat und die sich nicht als Statistiken für einzelne Personen wie Köhnen, Götter usw. hergeben wollten. Die Gerichtigkeit dauerte denn auch nicht lange. Hier trat die Hauptstütze, der Klub der Turner, aus und ihm folgte bald darauf Herr Wöhrner mit seinen Turnern. Der folgende Bau war zur Mühe geworden; die Verbindung, mit so vielem Lärm ins Leben gerufen, begreute nur noch. Hier Vereine, von denen kaum jeder einzelne lebensfähig ist, führen den Kampf gegen den Umsturz. Von turnerischen thätigen Leistungen war, wie nicht anders zu erwarten, nichts zu hören.

Da kam im April dieses Jahres die Eingemeindung der Vororte und man schloßte neuen Mut. Die Vorhader waren „Auch-Gallenzer“ geworden; die dortigen Turnvereine mußten mit in die „Halle Turnerschaft“. Dem lichten und halblichten Kinde sollte neues Leben eingehaucht werden! Bei einem der Vereine, dem G. G. h. e. k. e. i. n. e. r. hat die Vorhader leider Erfolg gehabt. Dieser Verein, der ausschließlich aus Arbeitern besteht und sich im Laufe der Jahre recht zu entwickeln hat, hat sich laut Zeitungsberichten der „Halle Turnerschaft“ angeschlossen.

Diese Thatsache ist sehr bedauerlich und wir bezweifeln sehr stark, ob die Mitglieder des Vereins, die zum großen Teil sehr tüchtige Gewerkschafter und Anhänger der Partei sind, sich dieses Schicksals bewußt waren, ja, ob sie überhaupt über den Eintritt ihres Vereins befragt worden sind. Sollten sie nicht in viel Uebersicht besitzen, den Beiträgen ihrer Turnbrüder in den Arbeiter-Turnvereinen vollständig aber zum mindesten neutral gegenüberstehen, anhoit ihnen im Interesse einiger Streber Steine in den Weg zu legen? Dank werden sie doch nicht bekommen, sie sind und bleiben doch die „unverwundlichen Vorhader“, denen man, weil sie gebraucht werden, bei Gelegenheit die Hand reicht, im übrigen aber über die Schulter anschaut!

Die Redaktion verpflichtet sich nicht zur brieflichen Beantwortung von Anfragen. Das Belegen einer Freimarke ändert daran nichts.

Sprechstunden des Arbeiter-Sekretariats nur Wochentags von 9^{1/2} - 1^{1/2} und 4 - 8 Uhr. Audiovisuelle Anfragen ist stets Briefmarke als Rückporto beizufügen.

Die heutige Nummer umfaßt 8 Seiten. Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Zwiensky in Halle.

Zentral-Verband der Maurer.

Zahlstelle Halle a. S.

Donnerstag den 6. September abends 8 Uhr im „Englischen Hof“, Großer Berlin.

Mitgliederversammlung.

Tagesordnung: 1. Bericht der Delegierten von der Arbeiter-Turn-Konferenz und Wahl einer Arbeiter-Turn-Kommission. 2. Das Ergebnis der statistischen Aufnahmen über Wohn- und Arbeitsverhältnisse. 3. Abrechnung vom Vergangenen. 4. Verbandsangelegenheiten. 5. Beschlüsse. Um zahlreiche Beteiligung erucht Der Vorstand.

Gewerkschafts-Kartell zu Halle a. S.

Freitag den 7. September 1900 abends 8^{1/2} Uhr im „Weißen Hof“ Weichstraße 5.

Tagesordnung: 1. Bericht der Kommission betr. Bau eines Gewerkschaftshauses. 2. Abrechnung vom Gewerkschafts-Jahr. 3. Aufnahme des Gewerkschafts-Mitglieds für das Abrechnungsjahr. 4. Lohnbewegungen. 5. Das Erleben des Vereins bei öffentlichen Gewerkschafts-Versammlungen. 6. Anträge und Mittelungen. Die Delegierten werden erucht, pünktlich zu erscheinen. Der Vorstand.

Gewerkschaftskartell Merseburg.

Freitag den 7. September abends 8^{1/2} Uhr in der „Jungenburg“

Tagesordnung: 1. Beratung über die statistischen Fragebogen. 2. Sachfragebogen. Gäste sind freundlich willkommen. Der Vorstand.

Verband der Fabrik-, Land- und Hilfsarbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands.

Zahlstelle Bitterfeld.

Samstag den 9. September abends 7 Uhr in Delmers Lokal

Abschiedsball für die Rekruten.

Um zahlreiche Beteiligung bitten Die Bevollmächtigten.

Verein der Schlesier, Zeik.

Zu unserem Sonntag den 9. September im Saale des Schützenhauses stattfindenden

Ball

erlauben wir uns unsere geehrten passiven Mitglieder nebst Damen sowie alle Freunde und Gönner des Vereins ergebenst einzuladen. Der Vorstand.

Anfang 7 Uhr. Einladungskarten sind bei den Landleuten Schiller, Neuhof 19, Ernst Günther, Bahnhofsstraße 15, und Hermann Dittmann, Gernerstraße 6, zu haben.

Einem hochgeehrten Publikum

von Halle und Umgegend, geehrten Vereinen und Gesellschaften zur gefälligen Kenntnisnahme, daß Gesangs- und Musik-Vorstellungen zu dem bisherigen Preise vom 1. Oktober 1900 ab nur noch bis früh 4 Uhr auszuführen, jede angelegene Stunde nachdem muß pro Kopf mit 1 Mark honoriert werden. Halle a. S., den 5. September 1900. Nachtrag: Musik-Vorstellung ergebenst

Karl Henschel & Görlach, Otto Chiem, Hugo Engelmann. Musik-Direktoren.

Speisen und Getränken

aufwärts und bitte um gütige Unterstützung. Karl Pörschmann, Löhnerstraße 8.

Hohennölsen.

Freunden und Bekannten zur gefälligen Kenntnisnahme, daß ich während des Jahresmarktes vom 6.-8. September in meiner Wohnung eine Schank- und Speisewirtschaft errichtet habe und bitte um geneigten Zutritt. Albert Pillocksch, Löhnerstraße 21.

Achtung! Achtung!

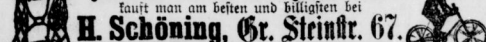
Zu dem bevorstehenden Jahresmarkt empfehle ich den Herren Restaurateuren, Kaffeebudenbesitzern und Säbeln meine

hochfeinen Brühwürstchen

und gebe einen hohen Rabatt. Theodor Prasser, Fleischermeister, Zöperplan 2.

Nähmaschinen und Fahrräder

kauft man am besten und billigsten bei H. Schöning, Gr. Steint. 67. Reparatur-Werkstatt für alle Fabrikate.



Verlag und für die Inserate verantwortlich: August Groß. — Druck der Halleischen Genossenschafts-Buchdruckerei (G. G. m. B. S.) Halle a. S.

Achtung! Viehmarkt. Achtung!

Unterzeichneter befindet sich auch in diesem Jahre mit einem

grossen Bierzelte in der Hall. Aktien-Brauerei

Nachfahrbahn Dessauerstraße. Täglich Konzert der Engelmansschen Kapelle.

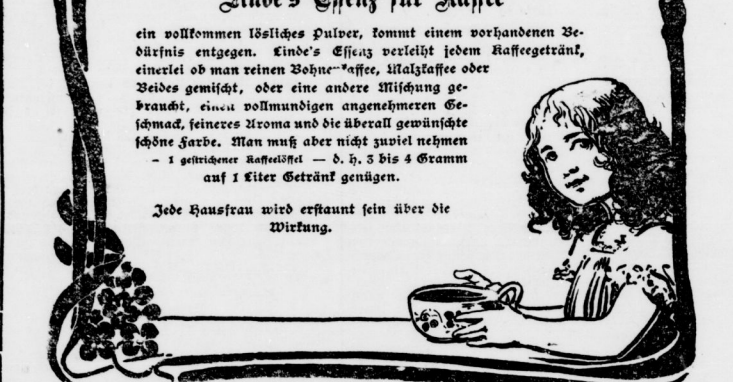
Wilt. Hinze, Restaurant zum letzten Dreier, Merseburgerstr. 29.

Die besten Speisen schmecken nicht ohne Zuthat des richtigen Gewürzes. Genau so ist es beim Kaffee!

Linde's Essenz für Kaffee

ein vollkommen lösliches Pulver, kommt einem vorhandenen Bäckchen entgegen. Linde's Essenz verleiht jedem Kaffeegetränk, einzeln oder man reinen Bohne-Kaffee, Maltzkaffee oder Beides gemischt, oder eine andere Mischung gebracht, einen vollmundigen angenehmen Geschmack, feines Aroma und die überall gewünschte schöne Farbe. Man muß aber nicht zuviel nehmen — 1 getrocknete Kaffeebohne — d. h. 3 bis 6 Gramm auf 1 Liter Getränk genügen.

Jede Hausfrau wird erstaunt sein über die Wirkung.



Walhalla-Theater.

Direktion: Richard Hubert. Sämtlich neuer Spielplan!

Die lieben Schwedern Granath. Bravour-Barriere-Altoptinnen. — Brothers Pandos. Bravour-Kraft-Gymnastik. — Sisters Claire und Emily. — Forterre. — Gymnastikturnen mit Vortänzen. — Brothers Gis und Fia. — Musikalische Verwandlungs-Klowns. — Das Quartett Legay, französische Tanz-Gesellschaft. — Hel. Ilka Paniel. Die lustige Schmeißer-mutter. — Selens u. Charakter-Humorist. — Schwed. Arriv. — Wesson. — Jüdisch-deutsche Fieder-Sängerin. — Herr Albert Boehme. Original-Ge-langs-Humorist. — Julius Green-baum's „Amerikanischer Bistop“ mit sämtlich neuen, aktuellen lebenden Photographien. Beginn 8 Uhr. Ende gegen 11 Uhr.

Apollo-Theater.

Direktion: Fr. Wiehle. 40. Spielplan (1.-15. Sept. 1900).

Ad. Francis Elfenzauber. Centennial in den Wolken. — Das Alfonso-Trio. Sport-Act. — Das Restaurant auf Wärdern. — Die zwei Horen. — Die drei Horen. — Miss Kae. — Weilerin im Kunstturnen. — Vincento. der Hiesigen. — Die Gebr. Sterling als amerikanische Bürgergarde. — Die zwei Fieris mit ihrem musikal. Unten. — Flora. jugendliche Sou-brette. — Robert Nickel. Original-Humorist. — Anfang 8 Uhr. Ende gegen 11 Uhr.

Strochen, Lumpen, altes Eisen, Bruchstücke, alte Hülsen, etc., auch wird die Ware auf Befehl sofort abgeh. G. Grasmeyer, Schillerstr. 24.

Gewerkschafts-Kartell, Zeik.

Freitag den 7. Sept. abends 8^{1/2} Uhr

Versammlung

im Thüringer Hof. Tagesordnung: Die bevorstehenden Wahlen zum Gewerbe-Richt. Die Kartelle und der Verband der Berg-leute. Vereidens. Gäste haben Zutritt. Der Vorstand.

Zeik. Zeik. Bäcker.

Samstag den 9. Sept. nachm. 3 Uhr im Restaurant von Steiner, Weberstr.

öffentl. Versammlung.

Tagesordnung: Die Lage der Bäckerarbeiten und wie sie diese zu betern. Herr. Kollege Rahl, Zeizung. Sämtliche Bäckerarbeiten von Zeik und Umgegend sind dazu eingeladen. Der Einberufer.

Welt-Panorama,

Gr. Ulrichsstraße 6, 1 Tr. Neu eröffnet! Diese Woche: China und Japan.

Geschlossen von früh 10 bis abds. 10 Uhr. Erwachsene 25 Pf., Kinder 10 Pf. Karten im Vorverkauf wie bekannt.

Mittelmanns Restaurant,

Gr. Drogenbagenstraße, gegenüber der Blinden-Anstalt. Donnerstag

Schlacht-Fest.

Von früh 8 Uhr an Wellfleisch. Abends diverse Wurst und Suppe. Dierzu ladet freundlich ein. Der Obige.

Morgen Donnerstag Schlacht-Fest. 8 Uhr Wellfleisch. Albert Schatz, Zeik, Nikolaistraße.

Großer Umzugsausverkauf

in neuen und gebrauchten Möbeln.

Divasen in Nisch und Stoff, einfache Sofas, Kleiderstühle und Vertikons, Truemeur, und ehne Tisch, Bettstellen mit und ohne Matratzen, Nähstische mit und ohne Manier, Nachttische, Küchenstühle, Küchen-tische, Stühle, sowie ganze Wirtschaften empfiehlt zu äußerst billigen Preisen bei reeller Bedienung. Max Jungblut, Georgstr. 3.

Kartoffeln

sowie Reuträder sind heute wieder eingetroffen.

C. Schmidt,

Giebichenwein, Brunnenstraße 31.

Möbelfabrik u. Magazin

31 Fieischerstraße 31.

Empfehle mein großes Lager anerkannt gut und gearbeiteter Möbel- und Polsterwaren der Zeit an-passend zu billigen Preisen. F. Bergmann, Kaiserstr.

Schreibmaterialien

empfehle Die Volksbuchhandlung.

Beilage zum Volksblatt.

Nr. 207

Halle a. S., Donnerstag den 6. September 1900.

11. Jahrg.

Parteitag der Österreichischen Sozialdemokratie.

Oras., den 2. September 1900.
Nachmittags-Sitzung.

Aus dem Bericht der Mandatsprüfungskommission ergibt sich die Anwesenheit von 99 Delegierten, von denen 85 stimmberchtig sind.

Die unauflöslich eingetragenen Deputierten der österreichischen Arbeitervereine werden von Parteitag begrüßt; einstimmig wird beschlossen, eine Sammlung für sie zu veranstalten.

Ueber den Punkt: Parlamentarische Tätigkeit wird einmütig sich keine Debatte. Einstimmig wird der Fraktion das volle Vertrauen der Partei ausgesprochen.

Der nächste Punkt der Tagesordnung ist die Parteitalistik.

Referent ist:

Dr. Viktor Adler: Wir müssen in einem Lande wirken, wo auch nur politisch zu leben eine große und schwere Arbeit ist. Neben der Schwierigkeit, sich überhaupt mit Politik und seiner Politik abzugeben, hat die Sozialdemokratie die schwere Aufgabe, die Interessen der Arbeiterklasse in dieser Situation zu vertreten. Während der Zeit der ungläubigsten Wirren hat die Organisation und politische Erziehung der Arbeiter Österreichs nicht still gestanden. Politisches Wirken war uns nicht vergönnt, aber wir hatten genug zu thun, das Proletariat von der Anziehung des Feindes abzuhalten und die österreichischen Kämpfer frei zu lassen. Wir haben während der ganzen Zeit schwere Mühe gehabt, jene Stimmung der Bevölkerung, die alle bürgerlichen Parteien ergriffen hat, jene Stimmung absoluter „Wundheiligkeit“, worunter alle Klassen in Österreich leiden, von den Arbeitern fern zu halten. Wir haben den Versuch gemacht, eine Spalte vor, wir werden nicht leichtsinnig aus, was ist, wir zeigen den Weg, der gegangen werden sollte.

Und nicht nur die politische, insbesondere auch die gewerkschaftliche Dramatik ist während der ganzen Zeit des politischen Kampfes gewachsen. Wir haben große Fortschritte gemacht trotz der Schwermut der bürgerlichen Parteien, denen ein blühendes Wahlrecht ermöglicht, neben der Sorge für ihre Interessen nebenbei noch die Statutarität der Arbeitervereine zu pflegen. (Bravo.)

Es ist schwer, in dieser Lage unsere tatsächlichen Grundzüge für die Zukunft zu erörtern. Weiter geht es, es kann uns nicht einfallen, den bürgerlichen Parteien in den Arm zu fallen, wenn sie das Parlament, ihr Parlament, zerstören wollen. Aber gleichzeitig ist uns wieder das Schicksal dieses Parlaments, noch das Schicksal dieses Staates. Die österreichische Arbeiterpartei vertritt sehr gut den Beruf, das künftige Österreich. Ich möchte sogar behaupten, sie vertritt selbst den Fortschritt der Welt. (Heiterkeit.) Was sie aber nicht vertritt, das ist die enge Schwänne zwischen Leben und Sterben, dieses nicht Sterben wollen und nicht leben können, diese Unfähigkeit, den geringsten politischen Fortschritt zu machen. Was ist in den letzten drei Jahren geschehen? Der Feind hat sich nicht entfernt, die Parteien in fünf Minuten erledigt. Bei uns aber fokotete es eine ungeheuerliche Anstrengung. Geschehen ist sonst rein gar nichts.

Wenn Sie die bürgerlichen Parteien nach ihrem Programm und ihrer Tatkraft fragen, dann erheben sie die Stimme, daß Österreich wohl glücklich sei, es gibt sogar Leute, die behaupten, Österreich müßte österreichisch sein; die können sich aber nicht darunter vorstellen. (Große Heiterkeit.) Die Schwierigkeit ist die, daß in diesem Lande Deutsche und Slaven miteinander existieren müssen. Der Feind erhebt sich über die Köpfe der bürgerlichen Parteien und nicht den geringsten Anlaß. Wir sind weit davon entfernt, die Schwierigkeiten zu unterlassen, die wir in Österreich mit der Nationalitätenfrage, d. h. damit haben, daß Nationen in verschiedenen Stadien der Entwicklung und einander gegenüber stehen. Wir werden nicht die Schwierigkeit kann durch Zuspätkommen der Ereignisse, durch ihre Vergeltung, durch die Aufstellung des Chauvinismus bis zur Weltanschauung nicht gelöst werden. Mit den alten Formeln ist nicht mehr auszurichten. Wenn Österreich leben will, so muß eine gründliche Umwälzung an ihm vorgenommen werden. Vertritt es dies nicht, so wird es verfallen. Wir werden sterben, während es so dem einen Schicksal entgegengeht, neben dem die Zustände in der Türkei blühend sind. (Bravo.)

Die Umwälzung muß darin bestehen, daß Österreich erst in seine nationale Elemente zerlegt wird, um dann in eine neue Einheit, wenn eine solche wird, möglich ist, zu kommen. Die Parteien im Parlament einstimmen, die Parteien kommen wir aus dem Gumpi nicht heraus. Das Zweite aber muß sein, daß mit dem alten Form der feudalen Monarchie, mit dem verkappten und offenen Absolutismus abgedrückt wird; die neue Zusammenfassung autonomer, nationaler Gebiete ist nur möglich, wenn die demokratische Grundanlage. (Bravo.) Österreich braucht die Revolution, um zu leben; vertritt es sie nicht, dann stirbt es nicht einer tragischen, schönen Tod, sondern verreckt elend auf dem Schindbalden der Weltgeschichte. (Bravo.)

Das ist das Ziel, worin wir kämpfen und dadurch unterscheiden wir uns sofort von allen anderen Parteien Österreichs. Der Kampf ist das Ziel, das von dem Kampf auf Leben und Tod zwischen zwei Nationen gesprochen. Wenn es wirklich so wäre, dann wäre das Schicksal seiner Nation gefährdeter, als das der Deutschen. Es ist aber nicht Flug und nicht Wahn. Es handelt sich um das Herrschaftswort der Bourgeoisie der Feudalität, es handelt sich um schwere materielle Interessen, um sehr wichtige Dinge, die aber zu machen sind, wenn man nicht gewaltig zusammenfällt, was nicht bestimmen bleiben will.

Ich glaube nicht, daß Körner abgelöst wird. Wohl aber scheinen wir vor der Welt in die Politik der Demokratie zu leben. Man spricht von einem Appell an die Wähler, an das Volk. Den Appell an Volk wollen wir auch, aber der Appell an die heutigen privilegierten Wähler ist kein Appell an Volk. Zu diesem gehört Mut, Ehrlichkeit und erster Wille. Mit der reichlichen Auflösung ist nicht getrieben. Wir brauchen ein einheitliches Organ des Volkes, das der von uns gemachten Umwälzung die gesetzliche Form bringt. Will man das nicht, so bekommt man Verwirrung, die Zeit der besten Agitation für uns. Für uns ist es ein wenig dabei heraus, für Österreich aber gar nichts. Noch sanftmüthiger, noch aufrechter werden die Parteien im Parlament einstimmen, die Parteien in die Welt, die Welt, die Welt in Österreich gar kein Programm. Die Welt ist die Welt haben (Heiterkeit) und Ordnung. Wie diese Ordnung, die Verbindung zwischen Tischen und Deutschen, aber bedrückt werden soll, davon hat sie keine Vorstellung, sie kennt nur die Anziehung an die bestehenden Umwälzungen.

Wenn die Wahlen bevorstehen, dann ist es notwendig, daß unsere gesamte politische Organisation ihren Mechanismus prüft und ergänzt und sich bereit hat zum Kampf. Und das muß unauflöslich nach dem Parteitag gelassen.

Nach in wirtschaftlicher Beziehung haben wir schweren Zeiten entgegen. Wir stehen an der Schwelle eines produktiven Aufschwungs, der unerwartet in die Wirtschaftsgeschichte ist. Österreich hat von diesem Aufschwung zu gut wie gar nichts gehabt, am wenigsten

die österreichischen Arbeiter. Wir haben nichts zuzusetzen. Die schwere Krise, an deren Vorabend wir stehen, werden wir mit empfinden, wenn wir auch den Aufschwung nichts mit genießen haben. Unsere gewerkschaftlichen Organisationen werden neue ungeheure Summen von Widerstand zu entfalten haben, und die Lebenshaltung nicht herabdrücken zu lassen. Unsere ganze Kraft wird in Anspruch genommen werden. Eins aber haben wir erreicht: das ruhige, einmütige Zusammenstreben der Arbeiterklasse aller Zungen Österreichs. Wie haben aus dem allgemeinen Ausdruck des Internationalismus den festen Begriff eines selbständigen nationalen Lebens und der Föderation gezogen. Auch in Zukunft werden wir frei bleiben von der Anziehung des Chauvinismus. Unsere Fraktion hat ein leuchtendes Beispiel dafür gegeben. (Bravo.)

Wer was sagt das alles? Wenn die Wut der bürgerlichen Parteien den Parlamentarismus in Scherben schlägt, dann müssen wir zusehen, daß aus den Ruinen etwas Vernünftiges gebaut wird. Wir allein können aus Österreich nichts Vernünftiges machen, dazu ist die Arbeiterklasse zu schwach, zu sehr verarmt. Wenn wir die nächste österreichische Wahl nicht machen können, so sind wir auch nicht verantwortlich für sie. Geht Österreich zu Grunde, so geht es in den Händen der herrschenden Klassen zu Grunde. Die Arbeiterklasse hat nicht mit gelündigt, sie hat nicht mitgegeben an Herrschaften eine Summe, um das feudale österreichische Gemeinwesen und an der blühenden Verumpfung dieses Landes: sie will auch nicht mit zu Grunde gehen. (Bravo.)

Wir können unsere Tatkraft nur darauf einrichten, welche Forderungen wir an uns selbst stellen. Wir zeigen den Weg: die nationale Trennung und Föderation Österreichs, die Verfassung des feudalen österreichischen und böhmisches Staatsrechts, das allgemeine Wahlrecht. Mit diesem Wahl werden wir in den Wahlkampf gehen und viele werden mit uns erkennen, daß ein neues Österreich geründet werden muß auf der Selbstständigkeit der Nationen und der Freiheit des Volkes! Das ist unsere Tatkraft. (Stürmischer Beifall.)

Lokales und Provinzielles.

Halle a. S., 5. September 1900.

Die Anwärter und Expedienten des Volksblattes

machen wir schon jetzt darauf aufmerksam, daß zur Vorbereitung einer umfassenden Aktion behufs Gewinnung von Abonnenten die Expedition bereit ist, am 20. ds. ab auf Verlangen eine Anzahl Exemplare täglich gratis abzugeben. Wir hoffen, daß davon eifrig Gebrauch gemacht wird, um auch in neuen Quartal die Abonnentenliste des Volksblattes zu erhöhen.

* Die noch ausstehenden Fragebogen für die Wohnzonenkarte sind im Arbeitersekretariat beim Genossen Wülfenberg abzugeben.

* Von der Steinzeigerbewegung. Man schreibt uns: Die Berliner Steinzeiger und Kammer, die vor einiger Zeit den Beschluß gefaßt haben, jede Unterbrechung, Nacht- und Sonntagsarbeit bei allen den Firmen strikte zu verweigern, welche seinerzeit Leipziger Steinzeiger entlassen, bezogen sich genaugenau, solche einzustellen, haben mit diesem Vorhaben einen vollständigen Erfolg zu gunsten ihrer Leipziger Kollegen errungen. Sie haben durch die Aufstellung ihrer gemeinsamen Organisation die Berliner Innungsmeister gezwungen, ihren Leipziger Innungsstellen die Solidarität direkt zu kündigen. Gestern fanden die diesbezüglichen Verhandlungen des Gesellschaftschießes mit der Berliner Innung im Besien des Obermeisters Hoffmann-Leipzig statt und das Resultat derselben war, daß die Berliner Innung befohlen hat, es jedem Meister zu überlassen, nach Bedarf Leipziger Steinzeiger einzustellen! Das ist die direkte, unerwartete Aufhebung aller vorangegangenen Innungs-Verbindungsbestimmungen. Nun wird ja wohl die Leipziger Steinzeigerinnung ihre Jünger vor ledig Waden ausgeprochene Drohung wahrnehmen, nämlich aus dem Verband auszufallen, da ihr nun ihr ausdrückliches Einverständnis gegeben, „Nein“, die Entlassung Leipziger Steinzeiger zu fordern, so schände verweigert wurde. Die Berliner Steinzeiger, obwohl nur eine der kleineren Gewerkschaften, haben damit aber den Nachweis glänzend geführt, daß an der Solidarität der Arbeiter die Solidarität des Unternehmertums elend zerfallen muß.

Das ist sicher auch ein gutes Omen für die Bewegung der Halleischen Steinzeiger. Die Situation ist im übrigen unverändert. Ein großer Teil der Streikenden ist gefahren abgereist. Ein weiterer wird heute folgen.

* Ein Stützenwächter. Mit einer großen Ausdauer verfolgte der Polizist Nr. 163, von dem wir gestern unter obiger Signatur berichteten, sein Ziel. Denn die Begrenzungsgelände nicht zu verlassen, sondern die Wohnung der Eltern des Mädchens. Die uns gemachten Mitteilungen belegen folgendes: Das 10jährige Kind des Arbeiters Stamm, wohnhaft in Gieschensien, Adolfsstraße 9a, kam mit ihrem Onkel, dem Landwirt Wegel aus Nellen bei Könnern, in das Restaurant zur Stadt Saalfeld in der Bucherstraße. Der Polizist Nr. 163 war dafelbst anwesend. Bald darauf sagte dieser zu dem Mädchen: „Du hast dich wohl schon öfter an der Saale herumgetrieben?“ Das Mädchen, jedenfalls durch den Ton der Worte und die Uniform eingestrichelt, sagte Ja. Darauf nahm er das Mädchen in eine nebenan gelegene Stube, angeblich um den „Fall“ zu unterreden. Nach ca. 10 Minuten kamen beide, Polizist und Mädchen, wieder heraus und der Beamte sagte: „Saale flussaufwärts — zu Wegel! Also Sie sind bereits Landbesitzer, was ich schon längst erahnte.“

Der Landbesitzer war erst ganz erstaunt über das Benehmen des Polizisten, es kam zu einem Wortwechsel und schließlich zu einer kleinen Rempel. Der Landwirt ging fort und suchte nach einer Polizeistunde, um sich vor den Ausschreitungen des Beamten schützen zu lassen. Eine treffliche Satire! Der Polizist aber begab sich mit dem Mädchen in die Adolfsstraße 9a. Die Wohnung war verschlossen und der Bruder des Mädchens, ein 15jähriger Knabe, hatte den Schlüssel, da die Eltern nicht zu Hause waren. Auf Weisung des Polizisten schloß der Junge auf und das Mädchen und der Polizist waren wieder allein. Der Junge, der sich weggeben hatte, kam indes sofort wieder. Der Beamte gab ihm nun 20 Fig., er solle einen roten Papier holen, angeblich, damit er — der Polizist — sich Notizen machen könne. Das übrigbleibende Geld konnte der Knabe behalten. Inzwischen aber war Wegel in das Haus gekommen und teilte Hausbesitzern seine Ergebnisse mit. Diese begaben sich an die Thür der Wohnung der Eheleute Kammer und wollen durch ein in die Stube führendes kleines Fenster gesehen haben, daß der Polizist unzüchtige Handlungen vornahm. Er soll indes nur zu einem Verleide

gekommen sein, da der unterjüngende Arzt an dem Mädchen keinerlei Verletzungen feststellte.

So die Erzählung des Vaters des Mädchens. Berufen sie auf Polizei, kann hat sich allerdings der Polizist nicht nur eines Züchtigungsverfahrens, sondern auch einer Verleumdung seiner Amtsbefugnisse schuldig gemacht. Daß ein Beamter sich so weit vergesse, kann, hält man kaum für möglich. Der Polizist sitzt in Unterjüngerschaft und die spätere Verhandlung wird ja ergeben, ob unsere Mitteilung den Tatsachen entspricht.

* Beleuchtet Haus- und Treppentüre. Die Tage nehmen rasch und rascher ab, so werden sich alsbald auch wieder die Klagen über verpörrate oder mangelhafte Beleuchtung der Haus- und Treppentüre erheben. Es sei zur Vermeidung von Polizeistreifen und empfindlichem Schaden nach Schmersengebern darauf hingewiesen, daß jeder Eigentümer eines Grundstücks verpflichtet ist, die Haus- und Treppentüren angemessen zu leuchten, und zwar schon vor dem Eintritt völliger Dunkelheit. Die Beleuchtung hat auf sämtlichen Treppentritten und -zweigen, die jedermann zugänglich sind, also gleichsam dem öffentlichen Verkehr dienen, zu geschehen. Die Beleuchtung muß nach den Bestimmungen der Polizei derartig sein, daß ein deutliches Erkennen der beleuchteten Räumlichkeiten möglich ist. Für Unfälle, die durch Nicht- oder mangelhafte Erfüllung dieser Bestimmung verursacht werden, ist der Hauswirt oder dessen Stellvertreter haftbar, der einer empfindlichen Strafe verfallen kann. Unsere Hausbesitzer haben seit einigen Jahren außer in vielen anderen Fällen auch das Versehen der Treppentüre auf die Polizei abgemerkt. So gar in den Kontrakt ist die Beleuchtung der Treppen seitens der Mieter vorgehrieben. Verpflichtet sind jedoch die Hausbesitzer; sie haften auch für den event. Schaden der durch Nichtbeleuchtung einer Treppe entsteht. Daran zu erinnern, ist gerade jetzt besonders angebracht.

* Ueber den Einbruch in der Bernharthstraße schreibt der Generalanzeiger noch: Bei ihrer Vernehmung hat die Frau, welche demnächst Mutter werden will, an, am Samstagabend um gegen 11 Uhr ins Bett gegangen und sich in die Bettdecke gehüllt. Die Kinder und Euhentürer verschlossen und, wie sie es jeden Abend thut, unter die Bettdecke, sowie hinter die Schranke zu schliefen hatte. Sämtliche Fenster habe sie sorgfältig geschlossen, nur in der Schlafstube habe sie das oben etwas offen gelassen und an den unteren Theilen vielleicht nur die Bettdecke geschlossen. In der Nacht ist sie durch ein Geräusch erweckt und habe aus ihrem Bett gesehen, wie ein Mann bei dem Scheine einer kleinen Laterne, wie sie die Treppentüre haben, eine auf dem Tische in der Wohnstube stehende Schale durchwühlte. Sie sei aufgesprungen, und nachdem sie einen Augenblick überlegen, in die Wohnstube gegangen. So bald sie die Stube betreten, habe ein Genosse des Einbrechers, der hinter der Thür versteckt gewesen sei und, wie sie genau gesehen habe, eine fleischfarbene Maske getragen habe, ihr mit einem Kattentuch oder einem Stoff einen wuchtigen Schlag auf den Kopf versetzt. Einbrecher geflohen sei sie weiter in die Wohnstube geflüchtet, wo sie, wie sie erzählt, auf den Boden der Wandbühne gekrochen und geflüchtet habe. Das es 12 1/2 Uhr gewesen sei. Nun sei der zweite Einbrecher auf sie zugegriffen und habe ihr die Hände mit einer Schürze gefesselt, während der andere mit der gehaltenen Faust sie heftig auf die Nase geschlagen habe. Das Blut geflossen sei, die Nase sei verletzt und in die Stirne geschlagen, wo sie weitere Schläge auf den Kopf und auf die Nase bekommen habe. Dann sei ihr das Gesicht mit geschunden und sie habe erst wieder äußere Einbrüche empfangen, als sie im Bett gelegen und der Arzt sich mit ihr beschäftigt habe. Die Schiene habe sie weiter in die Stube gebracht, wo sie eingekerkert wurde. Die Diebe haben noch den Angaben der Frau aus einem kleinen Käftchen, welches im Versteck stand, drei Thalerstücke genommen, dagegen haben sie eine ziemlich große Schachtel, die sich in demselben Behälter befand und in der nichts als ein Zehnmärk- und ein Zweimärkstück befanden, ferner den Rest eines halben Pfennigs, ein wenig feines Tuch gepackt und auf dem Kattentuche liegen lassen. Es ergiebt ganz unerklärlich, weshalb die Diebe die zwei Geldstücke und die wenigen Verläden erst umständlich verpackt und dann noch liegen lassen, anstatt dieselben, wie die drei Thalerstücke, welche in der kleinen Behälter lagen, einfach in die Tasche zu stecken. Auch bleibt auch, daß wieder im Fenster noch in der Wohnung Schmutz bemerkbar war, während nach den Zeugnissen verhältnismäßig viel hätte gefunden werden müssen. Missethat ist es ferner, daß die Diebe, welche das Schließelband in den Händen hätten, nicht einfach durch die Thür in der Wohnung vertrieben, sondern erst in der Stube selber über verschiedene Umkleidekleider fletterten. Weiter muß noch aufgeführt werden, wie die Frau liegen konnte, daß der im Dunkeln versteckte Diebe eine fleischfarbene Maske vorgegeben hatte und wie die Frau von zwei fremden Männern fuhrbar bedroht, bei dem Scheine einer kleinen Laterne, die sie in der Hand hielt, die Augen nicht zu öffnen, was den Umständen nach, daß ein Diebstahl verübt worden ist, ob aber die Angaben der Frau in allen Punkten der Wahrheit entsprechen, darüber können erhebliche Zweifel bestehen, obwohl natürlich nicht gelagt sein soll, daß die Frau bemut unrichtige Angaben gemacht hat.

* Explosion von Feuerwerkskörpern. Bei einer größeren Feiernachtfeier hat der unteren Saale, so berichtet die heutige Blätter, wollten sich einige Feuerwerksliebhaber von einem kleinen Boote aus als Ausfliegerproduzenten, doch geriet durch irgend einen Unvorsichtigkeit das Bündel Feuerwerk in Nähe in Brand. Ueber noch daran zu denken war, die Gefahr zu beheben, so erfolgte die ersten Explosionen, denen sich immer mehr und mehr anhafteten. Rannenschlägen und Knallen, wodurch die Feuerwerks-Dilettanten in Lebensgefahr gerieten. In seiner Angst sprang der eine, der des Schwimmens kundig war, über Bord und brachte sich in Sicherheit, während der andere, ein Nichtschwimmer, sich der Länge nach auf den Boden des Bootes war und auf diese Weise ebenfalls in Sicherheit überlebte, während der dritte und feuergefährliche Körper sich natürlich große Aufregung, da man wegen des dichten Aufwandes den Verlust des gefährlichen Abenteurers nicht bezogeln, auch wegen der vielen Explosionen, die ersten Explosionen, denen sich immer mehr und mehr anhafteten. Die beiden Dilettanten sollen geladener haben, sich nicht wieder mit solchen gefährlichen Spielen zu betheiligen, sondern sie berufsmäßigen Feuerwerkskünstler zu überlassen.

* Das Wetter im September und Herr Rudolf Falk. Von September hat Herr Rudolf Falk, ein in Halle a. S. wohnender, bis 6. September. Meist von Westwind kommende, sehr ausgebreitete und stellenweise sehr ergiebige Regen treten innerhalb dieser Gruppe mehrmals auf. Die Temperatur liegt verhältnismäßig niedrig. — 7. bis 13. Septbr.

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Wochenbeilage

zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1900

Donnerstag, 6. September

Nr. 36

Sein Dämon.

Erzählung von Ernst Krowwski.

[Nachdruck verboten.]

(Schluß.)

Als stünd' ein Dämon hinter ihm, der ihm die Hand führte, die Pressen und Stempelformen dirigierte: so unheimlich sicher war alles von staten gegangen. Nicht ein einziges Mal, daß die Arbeit mißglückt wäre. Sondern Stück um Stück von den klar geprägten, wenn auch nur zart auf chemisch-technischem Wege mit Gold überhauchten, tadellos polierten Trugmünzen fügte sich zu einander. Nur immer mehr! Immer mehr! Nur nicht geruht und geraset . . .

Was klopft das Herz nur so? Regt sich nicht doch das Gewissen . . . ?

Ja, wie das gleißt und funkelt! Wie das prahlt in Lampenschirmen! Und das alles das Wert eigener Hände!

Fiebernd wühlte Emil in den Münzen umher. Eine große Kaffette voll — und noch immer mehr! Glockner hat es ja übernommen, das Falschgeld umzusetzen. Dann unbändig viel echtes Gold in der Tasche — und auf nach Monte Carlo . . .

Am Kasino! —

Welch' Fremdengewinn! Welch' Sprachengewirr! Champagnerfüßel knallen. Gläser klirren. Der Spieltisch ist dicht und drängt von listernen Cassern und goldgerigen Pointeurs. Fast kein Laut. Nur das Klopfen der Pulse macht sich im tonlosen Ansagen des Bankiers und dem Klirren und Rascheln des Gold- oder Papiergeldes vernehmbar. Und die Scheibe rottiert und die Kugel rollt im Kreise, Gewinn, Verlust hier, da — und so geht das fort von Spiel zu Spiel . . .

Glockner beobachtet immer noch Zurückhaltung. Sein lauernder Blick folgt der Hand der Kroupiers, der girenden Scheibe, der Kugel. Endlich zieht er die Brieftasche, setzt da und dort, wie das Ergebnis seines Studiums zu kontrollieren, kleinere Beträge. Es glückt: — gewonnen! Gleichgiltig streicht er weg. Setzt wieder, da und dort in verschiedenen Kombinationen. Die Chance entspricht wieder der Kalkulation. Unablässig blinzelt sein Blick von der Hand des Kroupiers zur Scheibe und Kugel. Wieder Gewinn. So geht das in progressiver Steigerung der Points fort. Man ist aufmerksam geworden; man drängt sich rundrum. Zu schwindelnder Höhe steigen die Zahlen. Wie wird das enden? Alles folgt der Bewegung der Scheibe, der Kugel. Jetzt hemmt sie mächtig den Lauf. Jetzt steht sie einen Moment, wie unschlüssig: Wohin? Plötzlich nimmt sie, hin und her taumelnd, ein sicheres Ziel . . .

Hallo! die Bank gesprengt! — Wildes Schreien und Lärmen! Hassblitzende Augen, drohend geballte Fäuste! — Kaltblütig lächelnd streicht Glockner die Haufen Banknoten und Berge funkelnden Goldes weg: — Eine halbe Million . . . ha! Welcher Reichtum . . . !

So phantasiert Emil fort und wühlt lachend in den Münzen, die er mit beiden Händen ausstreut und wieder in die Kaffette wirft . . .

„Emil — —!“

Er hat Hanna nicht kommen, nicht seinen Namen nennen gehört. Seine Sinne sind von gleißenden Traumphantasien entrückt . . .

Hanna ist dicht an ihn herangetreten. Sie rüttelt ihn.

„Emil — —!“

Endlich! — Wie verwundert starrt er das Mädchen an.

„Was soll das da . . . ?“ Sie deutet auf die am Boden rings umher verstreuten Münzen und auf die gefüllte Kaffette. „Das — da . . . ? Alles für Dich — Schatz!“ Und jubelnd springt er auf und breitet verlangend nach ihr die Arme.

Sie weicht erschrocken zurück:

„Woher hast Du das Geld . . . ?“

„Das — das ist — mein Wert . . . Für Dich —“

Er spricht es stotternd.

„Emil — —!“ stöhnte sie auf. „Und das mir . . . ?“

Dhummächtig fällt sie zurück . . .

So weit also war's gekommen: er, den sie liebte mit jeder Faser ihr's Herzens, ein — Verbrecher . . . Es war ihr unsagbar, daß dies Treuaug lügen, daß dieser Mensch, dessen Wesen ihr bisher wie ein Kristall so rein erschienen war, eine schwarze Spiegelbergseele in den Tiefen seiner Brust bergen könnte. Der Gedanke peinigte sie Tag und Nacht — ließ sie nicht mehr los . . . Was das Leben ihr bieten zu wollen geschienen hatte nach freudloser Jugend — nun sah sie plötzlich jede Blüte verdorrt, jede Freude vergiftet, sich entehrt . . . Ihr Heim kam ihr vor wie eine Spießbubenherberge; und sie selber dünkte sich eine Verbrecherin . . . Jeder freundliche Blick und Gruß der Hausbewohner durchbohrte sie wie ein Dolchstich. Sie vermochte ihr Auge nicht mehr ohne Schauer aufzuschlagen, während, daß darin jeder ein furchtbares Geheimnis lesen mißte.

Schon im frühen Morgendämmer stahl sie sich förmlich aus dem Hause und kehrte erst spät abends heim, wenn es stiller geworden war im Hofe und auf den Stiegen.

Am liebsten ginge sie gleich fort und käme nicht mehr wieder. Aber was sollte dann aus Emil werden? Seine verbrecherische Beschäftigung kam schließlich doch auf, und davon würde man auch sie geheimer Konspirationen verdächtigen. Nein, sie wollte, sie konnte Emil jetzt nicht verlassen! Auch war nicht verschüttet. Niemand argwöhnte gegen Emil, weil er momentan ohne Beschäftigung war. Kannte ja doch jeder im Hause fast jeder die brutale Herrschaft des Kapitalismus, die dem, der nicht ihr willenloser Sklave, einfach den vernichtenden Eisenfuß auf den Nacken setzt, aus hundertfacher Gefährdung . . . Emil aber brauchte ja nur zu wollen, und ihm böte sich bei seiner Tüchtigkeit gar leicht ehrenvolle Berufstätigkeit. Ihn auf diesen Weg zu bringen, das war Hannas einzige Hoffnung. So drang sie in ihn mit Güte und Milde, mit ernstest Vorstellungen und bitteren Thränen . . . Alles schien indes vergeblich zu sein.

Nicht als ob sich Emil diesen Einwirkungen verschlossen hätte. Aber seine Willenskraft schien total aufgehoben. Sein ganzes Wesen wirkte unter der fixen Bahnidee des mit dämonischem Goldgejankel lockenden Reichtums. Da wuchs seine Phantasie riesengroß. Da schwebte sie verückt in poetisch-kühnen Bildern und Vergleichen und erhob sich, ihrer selbst nicht achtend, zu ikarischen Sonnenflügen, wohin kein Gewissensmahner mehr zu folgen vermochte.

Hanna litt unter dem ewigen Kampf der Liebe und Selbsterhaltung unsägliche Qualen. Wenn es ihr nicht gelänge, Emil von seinem unsäglich sträflichen Thun abzubringen, wie sollte das nur enden! Denn es handelte sich ja nicht bloß um ihn — nein, auch ihre Ehre, ihre Existenz war aufs äußerste gefährdet. Durch Zufall könnte ja doch eines Tages etwas, war's auch nur eine leise Vermutung, verlautbaren. Wer vermöchte dann diesen Makel von ihrem Leben zu tilgen? . . .

Sie flehte — sie drohte! Da war Emil doch erschrocken! Aber nicht lang — und der Dämon hatte ihn wieder . . .

So ging das nicht mehr! Tag und Nächte durch hatte Hanna mit sich gekämpft — nun war sie am Punkt zu verzweifeln!

Aber sie mußte Emil retten — und sich, bevor es zu spät . . .

Plötzlich kam ihr da in marternder Angst und Sorge ein hoffnungsfroher Gedanke. Sie erinnerte sich eines Jugendfreundes ihres unglücklichen Vaters, der damals als Assessor im Polizeiamt hängig gewesen war. Wenn sie nun den unter zarter Erinnerung an jene freundschaftlichen Beziehungen anginge, ihr ratend zur Seite zu treten?

Es war ein kurzer Brief, den sie demselben schrieb, dessen Tragik in dem Sage gipfelte: „Mein Bräutigam will trotz meiner Ermahnungen nicht arbeiten. Ich bin des Lebens überdrüssig, weil er ein Falschmünzer ist . . .“

Noch am selben Abend beförderte Hanna den verhängnisvollen Brief zur Post — und schon seit Wochen waren die beiden nicht mehr so glücklich beieinander gewesen . . .

Ein düsterer, wolkenverhangener Februarmorgen war zögernd heraufgekommen. Sturm und entsetzliches Schneegestöber. Ach, wenn die stiebenden Flocken doch jedes Schuldgefühl begruben . . . Hanna hatte schon mehrmals durchs gardinenverhüllte Fenster hinausgesehen, ob sich denn nicht bald der Himmel lichten würde . . . Was war das nur? Volkerte es nicht wie von schweren Tritten auf der Stiege? In allen Stockwerken war's rasch lebendig geworden; an der Flurthür ließen sich Männerstimmen vernehmen.

Hanna trat zur Thür und öffnete: — Born ein Herr in Zivil, im Hintergrund zwei blinkende Polizeihelme! Das Mädchen taumelte entsetzt zurück . . .

Der Kommissar trat ins Zimmer.

„Sind Sie Fräulein Hanna Keller?“

„Ja.“

Er zog nun aus der Rocktasche ihren Brief:

„Haben Sie den geschrieben?“

„Ja.“

„Wo ist Ihr Bräutigam?“

Hanna zeigte stumm nach der Nebenthür. Der Kommissar öffnete sie behutjam. Emil saß vor brennender Lampe in Ofen-nähe bei eifriger Polsterarbeit.

„Sie sind Emil Neubert . . .?!“

Der Gefragte konnte vor Schreck kein Wort herausbringen, und das Werkzeug entfiel seinen zitternden Händen . . .

„Na, da haben wir den sauberen Kujon ja mittendrin! Mehr braucht's nicht,“ rief lachend der Kommissar.

Auf seinen Wink traten die beiden Uniformierten heran. „Da! — Legt ihm Handschellen an und führt ihn ab. Aber möglichst rasch und ohne Aufsehen . . .!“

Damit winkte er den Polizisten, die, den Gästling in der Mitte, zur Zimmerthür schritten.

Auf der Schwelle drehte dieser sich noch einmal kurz um — ein unsäglich schmerzvoller Scheideblick traf das arme Weib . . . Hinter dem Kommissar krachte die Thür ins Schloß. Hanna lehnte freidebleich und regungslos, gleich einer Marmorstatue, an der Wand, den stieren Blick auf die Thür geheftet. Gott, so hatte sie es ja nicht gewollt! Wenn sie das doch geahnt hätte . . . Doch nun war's aus — für immer . . . Keine Thräne trat ihr ins Auge — tot jedes Gefühl . . . Geschändet, geächtet, um ihr Liebstes gebracht: was sollte sie nun noch auf der Welt? Tot! tot! . . .

Von unten herauf drang lautes Stimmengewirr. Schon polktert's hastig die Stiege empor, das neugierige Menschenpaar — da springt Hanna, eine Wahnsinnige, mit einem Tigersatz zum Fenster. Blühschnell ist's aufgerissen — und mit gellendem Verzweiflungsschrei stürzte sie sich in den gepflasterten Hof hinab, wo sie nach wenigen Zuckungen verschied . . .

Ein Stück Kaliko.

Ein paar mit der Kaufmannsichere herabgeschchnittene Ellen bunten Fahnenstoffs sind doch nicht mehr als ein paar Ellen Leinwand oder Kaliko. Werden sie jedoch an eine Flaggenstange befestigt, dann macht sich der Unterschied sofort bemerkbar. Der Stoff beginnt sich wunderbar zu metamorphosieren. Vor allem beginnt er zu „wehen“, zu „flattern“, und sobald der farbige Fegen „wehet“, wird die Sache ernstlich. Wir entdecken plötzlich, daß er „tausendjährigen Kämpfen und Stürmen getrogt hat“. Das Stück Kaliko wäre ja ganz harmlos, würde es nicht wehen und flattern, aber sobald er dies thut, ist das Unheil fertig. Seine wehenden Falten scheinen überallhin die Mikroben des Jingohebers zu verbreiten, das die Welt von einem andern andern verleidet. Der Dichter ist gewöhnlich das erste Opfer dieser Infektionskrankheit; er bricht in Verle von „Ruhm und Geldentod“ aus und besingt mörderische und blutige Dinge.

Der Politiker, der solche Flaggenstoff-Bazillen schluckt, fängt an sich aufzuregen und zu fiebern, und hat die Krankheit ihren Höherpunkt erreicht, so schreit und tobt er, mißtraut den anderen Nationen, insultiert seine Bundesgenossen, wird zeitweilig wahnsinnig, und bezahlt schwere Steuern ohne jegliches Nutzen. Dies letzte Symptom ist das schlimmste, aber zugleich auch das hoffnungsvollste. Danach wird der Patient manchmal wieder gesund.

Die kleinen Mikroben dringen bis auf die Kanzel und üben dort ihre tödliche Macht auch auf die Geistlichkeit aller Glaubensgattungen, am stärksten aber auf die Postavläne aus.

Der Einfluß des Krankheitskeims wird bei öffentlichen Vau-tetten schneller empfunden als sonstwo, denn er gedeiht dort am besten und lebt im Alkohol fort. Mit Champagner genährt, ist die Wirkung der Flaggenbazillen eine höchst merkwürdige; der Patient bricht mit kräftiger Stimme in den Ruf aus: „God save the Queen“ und „Rule Britannia“ oder je nach dem Schauplatz: „Allons enfants de la patrie“ oder „Gott Dir im Siegerkranz“. Für dieses Stadium des Uebels ist Sodawasser dringend zu empfehlen, obwohl das Mittel nicht gerade unseh-bar ist.

Alle diese Wirkungen schlummern nun in einem Stück Kaliko.

Aber die Sache hat auch ihre traurige Seite, und Leid und Tod, Verwüstung und Elend bringt oft das Wehen des Flaggenstoffes mit sich. Die Menschen werden plötzlich kriegerisch und begehren, gegen jemand geführt zu werden, den sie umbringen können. Dieselben Fahnenstoffe, die friedlich einen Kridet-Spielplatz abgrenzen oder die Musiktribüne schmücken, sie verwandeln Menschen in Teufel, sobald sie zu „wehen“ beginnen. Solch ein einfaches Stück Kaliko schafft Wirren und Wägen, verursacht Herzeleid und Tränen von Thronen. Es ruft laut nach Kanonen und Gewehren, nach Schüssen, Pulver und Bomben. Aus jeder Falte flattern Mord, Tod und Schlachten, wenn die Brise sie anmutig bewegt.

Wir hatten in der letzten Zeit viele wehenden, fliegenden Fahnenstoffe.

Er wehte in Südafrika und im Sudan. Er wirbelte durch die Luft in Afghanistan und flattert jetzt doppelt in China. Wir sahen ihn über Bloemfontein, Johannesburg und Pretoria und seine bedeutungsvollen Schwingungen füllen die Länder mit Stöhnen und Flüchen und vergiften die reine Gottesluft mit den Miasmen verwerfender Leiber. Jedes Wogen des Stoffes hat Menschen niedergemäht, gleichwie die Sense des Schnitlers im Juni Gras und Klee zu Boden legt. Und auch jetzt löst das Stück Kaliko wieder flattern. Die Welt ist erfüllt mit Blutdurst . . .

(Die folgenden Ausführungen, die sich mit Reden des Deutschen Kaisers befassen, können wir aus Gründen der in Deutschland hausenden Majestätsbeleidigungs-Prozessepidemie nicht wiederholen. D. Red.)

Welch abstoßendes Schauspiel von Sünde und Bosheit läßt sich da mit Religion in Einklang bringen. Die Jingoerrieter beten: „Laß unsere Fahnen siegreich wehen, o Gott, und schütte Tod und Verderben aus über die Yuren, die uns so schwer beleidigt haben.“

Und zu gleicher Zeit steigen zum Himmel auf die Gebete von Krüger, Steijn, von De Wet, Botha und Snyman:

„O Herr, töte, vernichte und strecke sie nieder mit Deinen Todespfeilen, die Engländer, die uns unser Land und unser Heim rauben wollen.“

Und während dieser Chor gen Himmel tönt und den großen Baumeister des Univerzums zum unbestechlichen Schiedsrichter machen möchte, wehen zwei Stück Kaliko (nur in der Zusammenstellung der Farben verschieden) einander Mißtrauen zu und wecken die niederlaufenden Schrapnells ein Echo zwischen den von Blut triefenden Felswänden. — Welch ein Schauspiel! Im Grunde genommen kein viel merkwürdigeres als es die Thatfache ist, daß all die in China entstandenen Unruhen vielfach den Anstrengungen der Missionäre entspringen, die unseren Gott solchen Menschen eintrichtern wollen, welche eine andere unsichtbare Gottheit anbeten. Der grüne und der gelbe Drache des chinesischen Flaggenstoffes weist die Zähne des fabelhaften Ungeheuers den „fremden Teufeln“. Und gegen den Drachen wird demnächst eine Flut von Fahnen losgelassen . . .

Die Fahnen sollen zurückgebracht werden, rein, fleckenlos und ohne Makel.

Ist es denn möglich, daß eine Fahne, die den Maxime-schigen, den Mordwaffen allen, an denen der Teufel seinen Witz versucht hat — entgegengeschickt wird, ist es möglich, sie wieder unbedeutet heimzubringen? Wenn die Fahnen wiederkehren, werden sie beschmutzt und besetzt sein! Welch' etelhaftes Scheuheit das alles ist! Warum werden die Namen des Schöpfers und Erlösers und all die Gebete nicht aus dem Spiele gelassen, warum nicht lieber offen und mannhaft sagen: „Ihr habt mich getroffen und ich schlage Euch dafür die Köpfe entgegen?“ Denn nur das ist hiermit gemeint — und dann noch eine Provinz oder dergleichen ins Auge gefaßt als kleines Sanbgeld.

Das Flattern des Stückchens Kaliko ist sehr vollstümlich, trotz seiner düsteren Bedeutung. Wer sind die Leute, die den blutgetränkten Zahnenstoff am Ende sorgfältig zu hüten haben? Es sind die Geistlichen. Wer in eine alte Kirche kommt, findet dort die alten bunten Fäden sorgfältig aufbewahrt, die in Stücke gerissen und von den Kugeln im Kriege zerhossen worden sind auf blutiger Walfahrt.

Sie werden hier für alle Zeiten dem Gott des Friedens geweiht!

Northumberian.
(Uebersetzt aus The Reynolds's Newspaper.)

Ein autobiographischer Brief Fr. Niecksches,

an Georg Brandes gerichtet, wird in Berl. Börs.-Cour. veröffentlicht. Er ist vom 10. April 1888 datiert und lautet nach Begleitung der Einleitung: „Vita. Ich bin am 15. Oktober 1844 geboren, auf dem Schlachtfelde von Kützen. Der erste Name, den ich hörte, war der Gustav Adolfs. Meine Vorfahren waren polnische Edelleute (Nieck); es scheint, daß der Typus gut erhalten ist, trotz dreier deutscher „Mütter“. Im Auslande gelte ich gewöhnlich als Pole, noch diesen Winter einzeichnete mich die Fremdenliste Nizzas comme Polonais. Man sagt mir, daß mein Kopf auf Bildern Matejko's vorkomme. Meine Großmutter gehörte zu dem Willm-Götheischen Kreise Weimars; ihr Bruder wurde der Nachfolger Herders in der Stellung des Generalsuperintendenten Weimars. Ich hatte das Glück, Schüler der ehrwürdigen Schulförtra zu sein, aus der so viele (Klopstock, Fichte, Schlegel, Haue u. s. w.), die in der deutschen Litteratur in Betracht kommen, hervorgegangen sind. Wir hatten Lehrer, die jeder Universität Ehre gemacht hätten (oder hätte). Ich studierte in Bonn, später in Leipzig; der alte Nietzsch, damals der erste Philolog Deutschlands, zeichnete mich fast von Anfang an aus. Ich war mit 22 Jahren Mitarbeiter des Litterarischen Centralblattes (Zarnde). Die Gründung des philologischen Vereins in Leipzig, der noch jetzt besteht, geht auf mich zurück. Im Winter 1868—69 trug mir die Universität Basel eine Professur an; ich war noch nicht einmal Doktor. Die Universität Leipzig hat mir die Doktorwürde hinterdrein gegeben auf eine sehr ehrenvolle Weise, ohne jedwede Prüfung, selbst ohne eine Dissertation. Von Ostern 1869—79 war ich in Basel; ich hatte nötig, mein deutsches Heimatsrecht aufzugeben, da ich als Offizier (reitender Artillerist) zu oft einberufen und in meinen akademischen Funktionen gestört worden wäre. Ich verstehe mich nichtsdestoweniger auf zwei Waffen: Säbel und Kanonen — und, vielleicht noch auf eine dritte. . . . Es ging alles sehr gut in Basel, trotz meiner Jugend; es kam vor, bei Doktorpromotionen namentlich, daß der Examinand älter war als der Examinator. Eine große Gunst wurde mir dadurch zu teil, daß zwischen Jakob Burckhardt und mir eine herzliche Annäherung zustande kam, etwas Ungewöhnliches bei diesem sehr einsiedlerischen und abseits lebenden Denker. Eine noch größere Gunst, daß ich vom Anfang meiner baseler Existenz an in eine unbeschreiblich nahe Intimität mit Richard und Cosima Wagner geriet, die damals auf ihrem Landgute Triebichen bei Luzern wie auf einer Insel und wie abgelöst von allen früheren Beziehungen lebten. Wir haben einige Jahre alles Große und Kleine gemeinsam gehabt, es gab ein Vertrauen ohne Grenzen. (Sie finden in den gesammelten Schriften Wagners, Band 7, ein „Send schreiben“ desselben an mich abgedruckt, bei Gelegenheit der „Geburt der Tragödie“.) Von jenen Beziehungen aus habe ich einen großen Kreis interessanter Menschen (und „Menschinnen“) kennen gelernt, im Grunde fast alles, was zwischen Paris und Petersburg wächst. Gegen 1876 verschlimmerte sich meine Gesundheit. Ich brachte damals einen Winter in Sorrent zu. Es wurde nicht besser. Ein äußerst schmerzhaftes und zähes Kopfleiden stellte sich heraus, das alle meine Kräfte erschöpfte. Es steigerte sich in langen Jahren bis zu einem Höhepunkt habitueller Schmerzhaftigkeit, so daß das Jahr damals für mich 200 Schmerzestage hatte. Das Uebel muß ganz und gar lokale Ursachen gehabt haben, und fehlt jedwede neuropathologische Grundlage. Ich habe nie ein Symptom von geistiger Störung gehabt; selbst kein Fieber, keine Ohnmacht. Mein Puls war damals so langsam, wie der des ersten Napoleon (= 60). Meine Spezialität war, den extremen Schmerz mit vollkommener Klarheit zwei bis drei Tage hintereinander auszuhalten, unter fortwährendem Schleim-Erbrechen. Man hat das Gerücht verbreitet, als ob ich im Irrenhause gewesen sei (und gar darin gestorben sei). Nichts ist irrtümlicher. Mein Geist wurde sogar in dieser fürchterlichen Zeit erfr. Zeugnis die „Morgenröte“, die ich in einem Winter von ungläublichem Glend in Genua, abseits von Ärzten, Freunden und Verwandten geschrieben habe. Das Buch ist eine Art „Dynamometer“ für mich, ich habe es mit einem Minimum von Kraft und Gesundheit verfaßt. Von 1882 an ging es, sehr langsam freilich, wieder aufwärts: die Kräfte schien überwunden

(mein Vater ist sehr jung gestorben, erst in dem Lebensjahr, in dem ich selbst dem Tode am nächsten war). Ich habe auch heute noch eine extreme Vorsicht nötig; ein paar Bedingungen klimatischer und meteorologischer Art sind unerlässlich. Es ist nicht Wahl, sondern Zwang, daß ich die Sommer im Oberengadin, die Winter an der Riviera zubringe. . . . Zuletzt hat mir die Krankheit den allergrößten Nutzen gebracht: sie hat mich herausgelöst, sie hat mir den Mut zu mir selbst zurückgegeben. . . . Auch bin ich, meinen Instinkten nach, ein tapferes Tier, selbst ein militärisches. Der lange Widerstand hat meinen Stolz erasperiert. — Ob ich ein Philosoph bin? — Aber was liegt daran! . . .“

Die mit diesem Brief eröffnete Korrespondenz zwischen Niecksche und Brandes sollte kaum ein Jahr währen. Tief erschüttern folgende Zeilen, die von der plötzlich eintreffenden Katastrophe Zeugnis ablegen. Sie sind „mit sehr groben Buchstaben auf einem nach Kinderart mit Bleistift linierten Stück Papier“ geschrieben und lauten: „Dem Freunde Georg. Nachdem Du mich entdeckt hast, war es kein Kunststück mich zu finden: Die Schwierigkeit ist jetzt die, mich zu verlieren. . . . Der Ge- kreuzigte.“

Die Sprache des Kindes.

In dem kürzlich erschienenen ersten Band der Völkerpsychologie von Professor Wilhelm Wundt finden sich, wie man der Frankf. Ztg. mitteilt, interessante Beobachtungen über die Entstehung der Kindersprache. Nach Professor Wundt kann man in der Entwicklung der kindlichen Stimmlaute drei Stadien unterscheiden. Das erste, das bis in die sechste Lebenswoche herabreicht, ist das der Schreilaute. Das Kind schreit zunächst, weil es Kälte und Hunger empfindet und stößt dabei unartikulierten, vokalischen Lauten, wie ä, a, u, ö, aus. Schon in der ersten Lebenswoche erweitert sich der Gebrauch dieser Schreilaute, die nun nicht nur bei Schmerzempfindungen, sondern auch bei anderen Unluststimmungen, etwa bei ungewohnter Lage erfolgen und im äußersten Grade den Charakter des Wutschreies annehmen. Der Hauptfortschritt, der sich am Ende des ersten und am Anfang des zweiten Lebensmonats vollzieht, besteht darin, daß allmählich auch schwächere Gefühle von Lautäußerungen begleitet werden, z. B. Ungebuld, Verdruss und in leisen Anfängen schon Lustgefühle. Neben dem eigentlichen Schreilauten treten schon gemäßigtere Ausdrucks-laute auf. Der Lautschatz des Kindes vermehrt sich und halb artikulierten Lautbildungen, wie ör, rü, ta, ra u. s. w. treten zu den früheren Vokallängen hinzu. Diese Lautsprache bildet schon den Uebergang zu dem zweiten Stadium, in dem sich die Anzahl der Lautartikulationen entsprechend dem größeren Reichtum des Kindes an Gemütsstimmungen, besonders an Lustempfindungen, rasch vermehrt. Lautverbindungen, wie am, ab, an, na, bu, äußern schon ein schwaches Wohlbehagen des Kindes. Stärkere Freude kundtut sich noch in einem lauten fröhlichen Geschie an, das sich von dem Wehegeschrei durch seine kürzere Dauer und hohe Tonlage unterscheidet. Bis zum Ende des ersten Lebensjahres ändert es sich nur wenig. Neue Laute, wie oi, eg, ge, ja, el, br, treten auf, aber sie haben noch gar nicht den Charakter eigentlicher Sprachlaute, sie sind nur andersartige Gefühlsäußerungen, wie die primitiven Schreilaute. Auch die Bildung der Lautwiederholungen, die in der Regel in die zweite Hälfte des ersten Lebensjahres fallen, gehören noch ganz dem Stadium der reinen Gefühlsäußerung des Kindes an. Bei der Hervorbringung von Lautwiederholungen, wie da-da-da, ma-ma-ma, ba-ba-ba, scheint das Kind sich besonders behaglich zu fühlen. Eine Art von rhythmischem Gefühl verrät sich darin. Bald nach dem Auftreten der Wiederholungs-laute beginnt das Kind, gewöhnlich schon am Ende des ersten Lebensjahres, zufällige Geräusche, namentlich Sprachlaute nachzuahmen. Die Neigung zu dieser „Echosprache“ ist bei verschiedenen Kindern in ungleichem Maße vorhanden. Zunächst werden die Laute völlig verständnislos nachgeahmt. Auf das allmähliche Verstehen der gehörten Worte folgt nach geraumer Zeit erst die selbständige Anwendung der Worte, um einen Gegenstand zu bezeichnen. Dies ist das dritte Stadium, das der eigentlichen Sprachbildung, das die folgenden Lebensjahre umfaßt. Das Kind benennt bewusste Personen und Vorformnisse seiner täglichen Umgebung. Dahin gehören die bekannten Kallworte Mama, Papa, „atta“ für das Fortgehen einer Person, „mimi“ für die Milchflasche u. s. w., die in die Wende des ersten und zweiten, oder in die ersten Monate des zweiten Lebensjahres fallen. Die weiteren Wortbildungen der Kindersprache erfolgen dann meistens sehr rasch. Bei einem Mädchen, dessen erste, bewußt angewendeten Sprachlaute genau in den 12. Monat fielen, zählte Professor Wundt im 19. Monat schon 66 Wörter, die sich einen Monat später um weitere 12 vermehrt hatten. Der Wortschatz dieses Kindes umfaßte z. B. Worte wie: Dago (Antel), Daba (Tante), Gje (Marie), Wida (Friedrich), Mene (Tunne), Bipi (Vogel), Gotto (Pard), Agga (Auge), Munt (guten Morgen), Nan (gute Nacht)

Süja (Schleier), **Mia** (Finger), **Uga** (Tasche und Kaffee), **Zoi** (Schloß), **Sag** (Kleid) u. s. w. Auf diese ersten Wortbildungen folgen von der zweiten Hälfte des zweiten Lebensjahres an häufiger gebrauchte artikulierte Geräuschlaute, wie *hi, w, ol, pu, tchi, flu* u. a. m. Gegen die Mitte des dritten Lebensjahres pflegen die sämtlichen in der Sprache der Umgebung vorkommenden Laute auch in der Sprache des Kindes und in seinen Gefühlsäußerungen eine Rolle zu spielen. Natürlich ist die Kinder Sprache bis zu diesem Zeitpunkt noch reich an Wortverdrehungen und Lautverdoppelungen, die der jeweiligen Auffassungsstufe des Kindes entsprechen und eine Art Universal Sprache bilden, denn sie finden sich ähnlich in fast allen Ländern. Interessant sind dabei die Rassenunterschiede. Das deutsche Kind nennt den Hund *wau-wau*, das französische *oua-oua*, das niederländische *waf-waf*, oder das deutsche Kind sagt auf *Puhn gluk-gluk* oder *tut-tut*, das französische *kok-kok* u. dergl. mehr. Die Neigung zu onomatopoeischen Wörtern variiert sehr in der Kinder Sprache der verschiedenen Länder. Bei den europäischen Nationen werden im wesentlichen nur einige Tiernamen und wenige Vorgänge des täglichen Lebens, wie z. B. das Essen, das Klingeln der Hausglocke in onomatopoeischen Formen ausgedrückt; aber die japanische und chinesische Kinder Sprache ist sehr reich an solchen Wörtern. Viele dieser Formen der Kinder Sprache sind auch in die tägliche Umgangssprache der Japaner übergegangen. In einer kleinen Sammlung von 53 onomatopoeischen Wörtern der japanischen Kinder Sprache liest man z. B.: *do-do* (Herd), *wan-wan* (Wand), *nya-nya* (Kase), *koketio* (Nachtigall), *zion-zion* (Sperling), *bun-bun* (Biene), *gon-gon* (große Glocke), *goro-goro* (Donner), *pappa* (Tabak), *fu-fu* (Feuer) u. s. w.

Das Feuer der Hölle.

Wie wir der Straßburger Post entnehmen, berichtet der unter der Redaktion des Pfarrers Grubz erscheinende Straßburger Volksfreund nachstehende Mitteilungen über das Feuer in der Hölle:

„An dem Feuer der Hölle haben schon manche herumgekrittelt, sei es, um es zu löschen, sei es, um ein gemaltes Feuer daraus zu machen. Die Allergeweihesten meinen sogar, das Feuer sei kein Feuer, und wenn es doch Feuer wäre, so brennte es nicht. Es ist aber Feuer, ja ein Feuerofen, und es brennt so schmerzlich, daß die Gebrannten heulen und zähneknirschen. Daß dieses Feuer brennt, fürchterlich brennt, lehrt folgende Geschichte, die gut verbürgt ist, die Geschichte von der Dame „mit dem goldenen Armband“. Derjenige, der sie erzählte, ein würdiger Mann, fügte bei: „Zur Stunde, wo ich das erzähle (Weihnachten 1859), lebt die Dame vielleicht noch; sie muß etwas über 40 Jahre alt sein. Sie lebte zu London während des Winters des Jahres 1847. Sie war Witwe, leichtsinnig, sehr reich und, obwohl 29 Jahre alt, sehr schön. Manche junge Stutzer schwänzten um sie her, besonders aber ein Lord, der sonst schlechten Ruf hatte. Einmal, während der Nacht, etwas nach Mitternacht, lag sie zu Bett und las einen Roman, weil sie nicht einschlafen konnte. Ihre Uhr schlug Eins; da blies sie ihr Licht aus und wollte schlafen, aber sie gewahrte zu ihrem großen Entsetzen ein fahles Licht, das von der Thür ihres Saales her sich näherte und immer mehr in ihr Zimmer hereindrang. Voller Bestürzung machte sie große Augen und wußte nicht, was das solle. Schon fing sie an, bang zu werden, als die Saalthür langsam geöffnet wurde und sie den Lord eintreten sah, den sie gut kannte. Bevor sie ein Wort sprechen konnte, war er an sie herangetreten, faßte sie am Handgelenk und schrie mit entsetzter Stimme auf Englisch: „Es giebt eine Hölle!“ Sie empfand darob am Arm einen solchen Schmerz, daß sie ohnmächtig wurde. Als sie eine halbe Stunde später wieder zu sich kam, schellte sie ihrer Kammerjungfer. Diese kam. Es fiel ihr auf, daß ein starker Geruch von verbranntem Schwefel ihr entgegenkam. Sie trat zu ihrer Herrin, die kaum sprechen konnte, und gewahrte an ihrem Handgelenk eine Brandwunde, so tief, daß man den blanten Knochen sah und das Fleisch fast verzehrt war. Die Wunde war so breit wie die Hand eines Mannes. Der Fußteppich vom Saal bis zum Bett und vom Bett bis zum Saal trug eingebrannt die Fußstapfen eines Mannes. Im Saal war der Teppich unterlegt. Des andern Morgens erfuhr die Dame zu ihrem Entsetzen, daß in derselben Nacht, um 1 Uhr morgens, ihr Lord von seinen Dienern berauscht unter dem Tisch liegend gefunden worden, daß sie ihn in sein Zimmer trugen und er dort verstarb. Ob dieses schreckliche Ereignis die Sünderin gründlich befehrt hat, weiß ich nicht, sagt der Erzähler. Das weiß ich, daß sie noch lebt und daß sie am Handgelenk ein goldenes Armband (Bracelet) trägt, um die Narbe der Brandwunde zu verdecken. Dieses Armband trägt sie Tag und Nacht. Die Hand dieses Verdammten, die wie ein glühendes Eisen brennt, dessen Füße, die den Teppich durchbrennen, auf dem er geht,

das lehrt deutlich, daß das Hölle Feuer kein gemaltes Feuer, sondern brennendes ist. Es darf da nicht wundernehmen, wenn diejenigen, die in das Hölle Feuer berenkt sind, heulen und zähneknirschen.“

Man behauptet, daß wir auf der Schwelle des 20. Jahrhunderts stehen.

Medizinisches.

Der Abschluß der Kochschen Malaria-Forschung. In der neuesten Nummer der Deutschen medizinischen Wochenschrift wird der fünfte Bericht über die Thätigkeit der Deutschen Malaria-Expedition veröffentlicht, den Robert Koch am 15. Juni d. J. von Stephansort an die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes abgeschickt hat. Darin kommt Koch zu dem Schlusse, daß in seiner Methode die Grundlagen für eine wirksame Bekämpfung der Malaria gegeben sind. Sein Verfahren besteht darin, daß alle Fälle von Malaria, hauptsächlich die versteckten Fälle, aufgesucht und dadurch unschädlich gemacht werden, daß man sie nicht nur, wie bisher, ein wenig bessert, sondern zur Verhütung von Rückfällen gründlich heilt. Um festzustellen, ob in einer Gegend Malaria heimisch ist, dafür hat sich Koch als das beste und zuverlässigste Mittel die Untersuchung der Kinder in dem Bezirke auf Malaria erwiesen, die früher vernachlässigt worden ist. Die Behandlung der Malariafälle besteht in der zweckmäßigen Anwendung des Chinins, in dem Sinne, daß mit Hilfe der mikroskopischen Untersuchung und der Fieberbeobachtung die Zeit der Chinindarreichung geregelt wird. Auf diese Weise ist es gelungen, die Malaria in Stephansort auf Neuguinea fast zum Verschwinden zu bringen, und zwar zu einer Zeit, wo sie nach den Erfahrungen früherer Jahre besonders heftig aufzutreten pflegte.

Koch schließt seinen Bericht mit folgendem Vorschlag: „Unter diesen Verhältnissen könnte man annehmen, daß die Aufgabe, die der Malariaexpedition gestellt wurde, gelöst sei. Im Grunde genommen ist dies auch der Fall. Dennoch würde ich es nicht für richtig halten, wenn man bei dem bis jetzt Erreichten stehen bleiben wollte. Nach meinem Dafürhalten wird es durchaus notwendig sein, den Versuch, der uns unter gewissen, durch die hiesigen Verhältnisse gegebenen und vielleicht besonders günstigen Bedingungen gelungen ist, nun unter anderen klimatischen und sozialen Verhältnissen mehrfach zu wiederholen, namentlich auch in leicht erreichbarer Gegend, um den Versuch fortwährend unter Augen zu haben und den Erfolg lange Zeit hindurch, womöglich jahrelang, auf seine Beständigkeit nachprüfen zu können. Ich zweifle nicht, daß derartige Versuche in Deutschland zu finden sind, und erlaube mir den ergebensten Vorschlag, den nächsten Versuch nach den gleichen Prinzipien auf deutschem Boden anzustellen. Daneben könnten jederzeit, sofern es gewünscht wird, noch weitere Versuche in den deutschen Kolonialgebieten ins Werk gesetzt werden.“

Lesefrüchte.

Wenn ein Kind mit Geld sich vergeht oder gar irgend etwas wegnimmt, so befällt die Eltern und Lehrer eine ganz sonderbare Furcht vor einer verbrecherischen Zukunft, als ob sie selbst wüßten, wie schwierig es sei, kein Dieb oder Betrüger zu werden! Was unter hundert Fällen in neunundneunzig nur die momehtan unerklärlichen Einfälle und Gelüste des träumerisch wachsenden Kindes sind, das wird zum Gegenstande eines furchtbaren Strafgerichts gemacht und von nichts als Galgen und Zuchthaus gesprochen. Als ob diese lieben Pflänzchen bei wachsender Vernunft nicht von selbst durch die menschliche Selbstliebe, sogar bloß durch die Eitelkeit davor gesichert würden, Diebe und Schelme sein zu wollen. Dagegen wie milde und freundschaftlich werden da tausend kleinere Züge des Neids, der Mißgunst, der Eitelkeit, der Annäherung, der moralischen Selbstsucht und Selbstgefälligkeit behandelt und gehätschelt! Wir schwer merken die waderen Erziehungsleute ein frühverlorenes und verblühtes inneres Wesen an einem Kinde, während sie mit höllischem Peter über ein anderes herfahren, das aus Uebermut oder Verlegenheit ganz naiv eine vereinzelt derbe Lüge gesagt hat.

Gottfried Keller,
Frau Regal Amrain und ihr Jüngster.

Seiteres.

— **Guter Anfang.** „... Sie sind Musiker und wollen meine Tochter heiraten?“
„So ist es!“
„Was bringen Sie denn in die Ehe mit?“
„Nun — einen Hochzeitswalzer habe ich schon komponiert!“